P. o. germ.
1426 eb

Storch
P. o. germ. 1426 e b

Novellen.

Von

Ludwig Storch.

Erster Band.

Dintenseppchen. — Die Blutsverwandten.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dintenseppchen.

In den ersten Regierungsjahren Joseph's II machte sich eine Bauveränderung in der Obermauth zu Wien nothwendig. Zur Ausführung derselben bediente sich der kaiserliche Baumeister, dem dies Geschäft übertragen worden war, unter andern Handwerkern auch eines geschickten, wohlhabenden und von seinen Mitbürgern sehr geachteten Maurermeisters, Namens Eckardt. Er war ein angehender Fünfziger und Vater mehrer Kinder, deren ältestes Mariane hieß, eine liebliche Brünette von neunzehn Jahren.

Dieser Mann wurde, sonderbarer Weise, vom kaiserlichen Oberbauamte mit allen andern Handwerkern, die bei dem bevorstehenden Baue beschäftigt werden sollten, zu diesem Behufe noch besonders in Eid und Pflicht genommen, und vor Allem wurde ihnen eingeschärft, auf ihre Gesellen und Handlanger ein wachsames Auge zu haben, weil das Zimmer, in welchem sich die Mauthkasse befand, nur durch eine Wand von dem Platze geschieden war, wo die Mauer aufgeführt werden sollte.

Meister Eckardt verfehlte nicht, sich zu Hause darüber auszusprechen und seine Arbeitsleute auf die Befehle der Regierung aufmerksam zu machen.

Unter diesen seinen Gesellen befanden sich zwei, welche vom Meister den andern vorgezogen wurden. Sie hatten sich beide durch mehrjährige treue Dienste ein gewisses Recht dazu erworben, welches der ältere, ein Baier, Namens Häkle, mehr materiell in Anspruch nahm, als der jüngere, ein Thüringer, mit Namen Eichhorn; d. h. Häkle bekam den größten Wochenlohn, saß bei Tische obenan und vertrat die Vices des Meisters überall, wo dieser nicht selbst zugegen war, ja oft sogar im Beiseyn desselben. Er war schon ein Mann von drei und dreißig Jahren, hatte ein mänulich schönes, obschon etwas verschlossenes Gesicht; ein glänzend schwarzes Haar lockte sich ihm in Stirn und Nacken; ein starker Backenbart lief unter seinem Kinn hin; seine großen schwarzen Augen hatten etwas wunderlich Freundliches, was aber bei näherer Betrachtung schier unheimlich wurde. Häkle war der Vertraute und Liebling seines Meisters, und aus manchen Äußerungen desselben war zu schließen, daß sich derselbe den rüstigen, fleißigen, redlichen

und ordnungsliebenden Gesellen zum Eidam aus-
ersehen habe.

Ganz anders waren die Vorzüge beschaffen, welche der Thüringer im Hause des Meisters Eckardt genoß. Diese bestanden nämlich in einer innigen Zuneigung, welche alle Glieder der Familie, selbst die Dienstleute und Mitgesellen nicht ausgenommen, für den wackern Burschen hegten. In seinem ganzen Wesen lag eine Anmuth und Lieblichkeit, die ihm Aller Herzen gewann; aus seinen sanften, treuen, blauen Augen blickte er Jedem so mildfreundlich in's Gesicht, daß ihm gewiß Niemand dafür einen bösen Blick zurückgeben konnte. Dabei hatte er eine sehr angenehme Gesichtsbildung, war schlank gewachsen und hatte die feinen Manieren seines Vaterlandes mit in die Fremde genommen. Was ihn aber der Frau und der Tochter seines Meisters vorzüglich angenehm machte, war eine gewisse süße Schwermuth, die stets über ihn ausgegossen lag, eine Art sentimentaler Resignation auf alle Lebensfreuden, welche doch in der Regel Leuten dieses Standes das höchste irdische Glück zu seyn pflegen. Nur im stillen häuslichen Kreise, in Gesellschaft der guten Meisterin und Marianens, oder mit den jün-

gern Kindern des Meisters spielend, befand er sich wohl und zeigte sich hier so gesprächig, so gefällig, so zuvorkommend und liebenswürdig, daß er die Herzen seiner Umgebung für sich gewinnen mußte. Der Antheil, den Mariane und die Mutter an dem schmucken Gesellen nahmen, wurde natürlich noch durch den Umstand erhöht, daß er in größerer und anderer Gesellschaft still, zurückgezogen und schüchtern war, und deshalb auch alle Gelage, Tanzplätze und Spielgesellschaften mied. Er blieb vielmehr, wenn auch Meisterin und Tochter an öffentliche Orte — nach Art der Wiener — in den Prater oder in den damals noch beliebtern Augarten gingen, meist zu Hause auf der Gesellenstube und studirte fleißig architektonische Werke, die er sich stets zu verschaffen wußte. Deshalb war er auch in der Theorie der Baukunst allen seinen Mitgesellen, ja selbst seinem Meister weit voran geeilt, während er ihnen in der praktischen Ausführung derselben keineswegs nachstand; und dies war vielleicht der einzige Grund, warum der Meister ihm nicht ganz so gewogen seyn konnte, als er wohl verdient hätte. Eichhorn prahlte keineswegs unbescheiden mit seinem Wissen; allein es hatte sich schon oft getroffen, daß er allein im

Stande gewesen war, den kaiserlichen Baumeistern auf schwierige Fragen zu antworten und ihre Vorschriften kunstgerecht auszuführen, und daher kam es denn auch, daß solche Fragen — freilich zur stillen Beschämung seines Meisters und seiner Mitgesellen — an ihn allein gerichtet, solche Aufträge ihm allein anbefohlen wurden. Inzwischen verhinderte Eichhorn's höchst bescheidenes, dienstfertiges, zuvorkommendes und gefälliges Wesen doch stets jeden rohen Ausbruch des Neides gegen ihn, und wenn er auch nicht der Liebling des Meisters seyn konnte, so war er doch der der Meisterin; und diese hatte im Hause auch ein Wort zu reden. Denn Frau Magdalena hatte ihrem Mann nicht nur ein ansehnliches Vermögen mitgebracht und dadurch ein starkes Gewicht in der Wagschale ihrer häuslichen Wirksamkeit erhalten, sie wußte sich auch von ihrem biedern Manne sehr geliebt, und hatte, seine Bequemlichkeiten und Lieblingsneigungen pflegend, durch eine schlaue und sparsame Benutzung ihrer Mittel allmählig das Regiment an sich gebracht, wenn es auch oft den Schein nicht so hatte und sie nicht streng auf Ausübung desselben bestand. Im Stillen wünschte sie, daß Eichhorn Marianens Mann wer-

den möchte, und Mariane wünschte es mit. Der Meister hatte ihnen mit der Zeit diese stillen Wünsche auch abgemerkt und war ihnen mit der festen Erklärung zuvorgekommen: er werde nie zugeben, daß Mariane einem mittellosen Mann ihre Hand gebe, weil er selbst seiner andern Kinder halber sich weder blosgeben könne noch dürfe. Nun hatte Eichhorn aber oft erzählt, daß er ganz arm sey; von Häkle hingegen wußte man, daß er in nicht langer Zeit einer nicht unbedeutenden Erbschaft von einer alten Tante gewärtig seyn werde.

Kurz vor Beginn des Mauthbaues hatte Mariane ihrer Mutter mit kindlicher Offenherzigkeit gestanden, daß sie den Eichhorn von ganzer Seele liebe und nie als eines Andern Frau glücklich seyn könne. Frau Magdalena begriff das sehr wohl und versprach der geliebten Tochter, all ihren Einfluß bei'm Vater anzuwenden, um die Sache zu einem erfreulichen Resultate zu führen; aber sie scheiterte an der hartnäckigen Erklärung ihres Mannes, gegen welche sie um so weniger etwas einwenden konnte, weil ihr eigner Vater, ebenfalls ein Maurermeister in Wien, ihrem Manne ganz dieselbe Bedingung mit unerläßlicher Strenge auferlegt hatte. Überdies

zeigte sich noch ein anderes Hinderniß: Eichhorn war Protestant und zeigte die entschiedenste Abneigung, seine Kirche zu ändern. Da durch die Freisinnigkeit des Kaisers aber in Wien zeither mehre gemischte Ehen geknüpft worden waren, so betrachtete die Mutter diesen Umstand als Nebensache, und richtete ihr Hauptaugenmerk nur darauf, dem armen Eichhorn irgend ein Kapital zu verschaffen, mit dessen Vorzeigung des Vaters Starrsinn gebrochen werden könne. Die gute Frau besetzte stets mehre Nummern im Lotto; sie sah sich unter ihren Bekannten fleißig um, ob ihr nicht jemand auf ihre eigne Hand und ohne Vorwissen ihres Mannes einige tausend Gulden borgen wolle, wozu sich freilich Niemand verstand, und bestürmte den Gesellen, wenn sie in den Abendstunden traulich beisammen saßen, oft mit Fragen, ob er denn in seiner Heimath keinen Freund, keinen Verwandten oder Bekannten habe, der ihm ein solches Kapital auf einige Jahre vorschieße. Der junge Mann erzählte dann zuweilen von einem reichen Vetter in Erfurt, der ihm wohl helfen könne, wenn er nur wolle.

Die Neigung der jungen Leute zu einander wuchs indessen mit jedem Tage und der Funke

stiller Leidenschaft loderte in lichte Flammen auf, sobald der Vater Marianen ernstlich untersagte, fernerhin mit Eichhorn freundlich umzugehen. Die Liebe gleicht in dieser Hinsicht einer Bombe, die lange auf ebenem Boden fortrollt, ohne die kleinste Spur ihrer ungeheuren verderblichen Kraft zu verrathen, aber, an einen ihr widerstrebenden Gegenstand stoßend, zerplatzt und ihr Feuermeer um sich her ausgießt.

Die Mutter war schwach genug, den vereinigten Bitten der Liebenden nachzugeben und ihnen zu erlauben, daß sie sich zuweilen — jedoch in ihrem Beiseyn — sprechen durften.

So standen die Sachen im Hause des Meister Eckardt, als der Eingangs erwähnte Bau im Mauthhause unternommen wurde.

Durch einen langen dunkeln Portalgang gelangte man von der Straße in den Hof des Mauthhauses; hier konnte der Gang durch eine zweite Thüre noch einmal verschlossen werden. Inmitten des Ganges an der rechten Seite war der ebenfalls mit starken Thüren wohlverwahrte Eingang in das Erdgeschoß. In diesem geräumigen Gange hing auch die große Wage der Mauth, und an den Wänden standen

meist Kisten und Fässer, es lag da Stroh, Packtuch, Stricke u. d. gl., wie in allen Zollhäusern.

Die eingelegte Mauer lief im Winkel zur einen Hälfte in den Hof, zur andern nach der Straße zu; und hier sollte eine zweckmäßige Erweiterung angebracht werden.

Die Maurer hatten schon mehre Tage gearbeitet und die Nächte über hatten jedesmal zwei Gesellen gewacht, und, da die Nächte warm waren, mit einem Strohbette im mehrerwähnten Gange vorlieb genommen, worauf abwechselnd einer schlief, während der andere die Runde durch den Hof machte. Die Reihe hatte Häkle und Eichhorn schon zum zweitenmale getroffen; und als der Letztere Abends darauf, nach dem Feierabend, ein heimliches Stündchen bei der Meisterin und Marianen zubringen durfte, erzählte er: wie Abends vorher einer jener unglücklichen Savoyarden, die in die weite Fremde hinausgestoßen werden und sich mit einem elenden Handel und Betteln kümmerlich genug durchschlagen müssen, ihn weinend und fast fußfällig gebeten, ihm doch eine Schlafstätte in einem Winkelchen des Ganges auf Stroh und Packtuch zu gönnen, damit er doch nicht immer auf der harten Erde und unter Gottes

freiem Himmel schlafen müsse. Der Junge habe ein wunderliebliches Gesichtchen gehabt, ein Paar große engelfreundliche Augen und ein braunes Lockenhaar, wie er noch keins gesehen, und habe ihm in seinem gebrochenen Deutsch so gute Worte gegeben, daß er ihn ohne Weiteres in ein umgelegtes großes leeres Faß gesteckt und ihm Stroh und Packtuch gegeben hätte. Sein Dintenfäßchen — es war nämlich ein Dintenjunge gewesen — habe der Savoyarde zum Kopfkissen gemacht, dann ein Abendbrod verzehrt, was er (Eichhorn) ihm zugeworfen, und bald darauf wie ein Ratz geschlafen. Häkle'n habe er von dem Dintenjungen nichts merken lassen, weil dieser sonst gewiß dawider gewesen wäre und den armen müden Savoyarden davon gejagt haben würde. Mariane sowohl als ihre Mutter nahmen an der Erzählung großen Antheil; und als Eichhorn mit warmem Gefühl von der Dankbarkeit des holden Knaben sprach, da glänzten in den Augen der Mutter und der Tochter Thränen. Beide machten dem Gesellen Vorwürfe, weshalb er den armen bedauernswerthen Knaben nicht mitgebracht oder doch früh gleich hergeschickt habe, damit sie ihm hätten Gutes thun können, und Mariane kam auf den Gedanken,

ob es dem Dintenjungen, durch die gute Aufnahme der vorigen Nacht angespornt, nicht diesen Abend wieder beikommen möchte, seine Lagerstätte wieder aufzusuchen. Eichhorn verfügte sich auf Marianens Bitte sogleich nach dem Mauthhause, um den lieben kleinen Dintenjungen abzufangen und seiner theuren Mariane zuzuführen; aber er kam zu spät. Der Junge war schon da gewesen, aber von den beiden wachthabenden Gesellen mit rohem Spott abgewiesen worden. In tiefen Gedanken und öfter ganz abwesenden Geistes kehrte Eichhorn zurück; und wie er den ganzen Tag über höchst unruhig und zerstreut gewesen war, so fuhr er auch in der Nacht oft von seinem Lager in die Höhe und schrie einigemal sogar laut auf. Diese heftige Unruhe seines Gemüths wurde fortan immer an ihm bemerkt, und Mariane nebst Frau Magdalena schrieben sie den Hindernissen zu, welche sich der Erfüllung des Lieblingswunsches des guten Gesellen entgegenstellten. Inzwischeu setzte etwas ganz Anderes seine Seele in Bewegung, die noch weit wilder und furchtbarer war, als man ihm abmerkte, weil er, so viel ihm möglich, über sich wachte, um so unbefangen und heiter zu scheinen, als sonst.

In einem andern Theil der Stadt saß ein junger Mann in einem reich ausmöblirten Zimmer vor einer Staffelei und malte emsig an einer Verklärung Mariä, deren Carton ihm zur Seite lag. Mit dieser Beschäftigung standen ein großer Aktenschrank und ein geschmackvoller Schreibtisch im Widerspruch, deren Inhalt das unwidersprechlichste Zeugniß ablegte, daß der Bewohner dieses Zimmers ein Priester der Themis sey. Und wirklich nannte ein eintretender, schon bejahrter Diener den jungen lebenvollen Maler, den Schüler der Kunst: Herr Criminal-Assessor.

„Hast du noch immer den Dintenjungen nicht auftreiben können?“ fragte der Maler und Criminal-Beisitzer — die Extreme berühren sich! —

„Es ist mir leider noch nicht gelungen, Herr Criminal-Assessor,“ versetzte der bejahrte Diener achselzuckend. „Sie wissen es ja, ich durchstöbere nun schon seit drei Tagen die Stadt. Ich habe Ihnen ja schon an zwanzig savoyardische Dintenjungen zugeführt und immer bring' ich den rechten nicht.“

„Ach, Schilling, hättest du ein ästhetisches Auge, du würdest nur den Einen gebracht haben, der allein unter Allen zu einem Modell für einen Engels-

kopf geschaffen ist. Erinnerst du dich denn seiner gar nicht mehr? Im Augarten war's, als er uns begegnete; ich rief dir doch gleich zu: welch ein wunderschöner Knabe! Ist's denn möglich, daß du dieses einzige Gesichtchen nicht hast merken können?"

„Ich habe nichts weiter als einen hübschen Jungen gesehen," antwortete Schilling kopfschüttelnd; „aber wie viel hübsche junge Gesichter sieht man nicht täglich und stündlich in Wien. Kann Ihnen denn ein Anderer nicht dieselben Dienste thun?"

„Schilling, mache mich nicht toll!" rief der malende Criminal-Assessor, und in seinem großen schönen Auge glänzte ein Feuer, von welchem zweifelhaft bleiben mußte, ob es die Begeisterung der Kunst oder die Gewohnheit des Amtes entzündet habe. „Ich habe dir schon mehrmals erklärt: es muß der Eine seyn, oder ich kann mein Gemälde nicht vollenden. Es giebt nur einen solchen Engelskopf in Wien, und diesen muß ich auf mein Bild haben; sonst zerschneid' ich die Leinwand in Riemen, und mein Vater wird niemals mit mir versöhnt."

„Welch unerträglicher Eigensinn!" murmelte der Alte vor sich hin.

„Sieh," fuhr der Maler fort, „ich weiß es ja,

wie viel dir an dieser Versöhnung liegt, wie sehr du mit meinem Vater wünschest, ich möchte das Fräulein von Kittelsthal doch heirathen. Das Alles weiß ich. Nun sag' ich dir auch, wie das Alles nur durch diesen einzigen Dintenjungen bewerkstelligt werden kann. Nur sein kleiner Johanniskopf wird mir den Vater mit der Kunst versöhnen, um derentwillen er sich mit mir entzweit hat. Geschieht das nicht, so lege ich nächstens mein Amt nieder, und gehe nach Italien, um dort ganz der Kunst zu leben."

„Er ist's im Stande!" sagte der Diener still vor sich hin. „Er spricht ja jetzt schon wie ein halb Verrückter. Wenn doch der infame Dintenjunge auszukundschaften wäre!" Dann setzte er laut hinzu: „Noch Eins will ich versuchen. Ich will all die schlechten Kneipen, wohin Nachts das savoyardische Lumpenpack zu kriechen pflegt, durchstöbern. Diese Gänge muß ich aber natürlich am Spätabend vornehmen, wenn sie schon zusammengekrochen sind. Vielleicht gelingt mir's auf diese Weise doch noch, Ihren sehnlichsten Wunsch zu erfüllen."

„Thu' das, mein lieber Schilling," sagte der Criminal-Assessor sehr freundlich. „Es soll dein Schaden nicht seyn, wenn du den Jungen bringst.

Ich räume dir für deine Nelken die grüne Stube ein, und behelfe mich mit dieser. Hörst du! Und so viel Nelken, als du verlangst, sollst du haben; ich will sie bezahlen. Sey mir nur nicht saumselig und schaffe den Jungen!"

„Na," schmunzelte der Alte, durch diese glänzenden Versprechungen angefeuert, „was in eines Mannes Kräften steht, soll von mir geleistet werden," und wie verjüngt eilte er fort.

Der Criminal-Assessor hatte noch nicht lange wieder gemalt, als er von der Straße herauf den lauten Ruf einer jugendlichen Stimme vernahm: „Kauft schöne schwarze Dinte! Dinte, schöne schwarze Dinte kauft!" Wie von der unsichtbaren Hand eines Gottes berührt, sprang er auf, warf Pinsel und Palette auf den Tisch und eilte an's Fenster. Aber der kleine Savoyarde unten drehte ihm eben den Rücken zu, und der Assessor eilte, in der festen freudigen Überzeugung, es müsse der sehnlichst erwünschte Knabe seyn, durch die Thüre, die Steige hinab auf die Straße, und rannte wie toll hinter dem unterdessen weiter gegangenen Dintenjungen her. Aber seine Überraschung war höchst unangenehm, ein ihm unbekanntes reizloses Gesicht zu

sehen. Er schenkte dem Jungen einige Kreuzer und ging verdrießlich auf sein Zimmer zurück. Aber das Künstlerschaffen an der Staffelei war ihm verleidet, und mißmuthig warf er sich über einen Aktenstoß her, und verscheuchte sich die Grillen mit anhaltender Arbeit, obgleich je zuweilen ein tiefer Seufzer unwillkührlich aus seiner Brust stieg und ein leiser Fluch oder eine halbausgesprochene Verwünschung über seine Lippen glitt.

So hatte er, sich selbst vergessend, gearbeitet, bis ihn die einbrechende Nacht daran verhinderte. Da rief er nach dem alten Schilling und bemerkte mit Verdruß, daß dieser noch nicht wieder zurückgekehrt sey.

„O heilige Kunst," rief er aus, „welch einen Zwiespalt hast du in mein Leben gelegt! Mit derselben Hand, welche an deinem reinen Altar die Spenden der höchsten Begeistrung, entzündet an der Glut meiner Seele, dir opfernd darbringt, mit derselben Hand muß ich der strengsten Göttin blutige Opfer bringen, die ihr zur Sühne fallen, auf den schwarzen Altar des Gerichts. Ach, die Hand, die geschaffen wurde, nur Pinsel und Palette zu regieren, ist zu schwach für die Wage der Gerechtigkeit! — Und doch ist dieser Zwiespalt gerade die Blume meines Lebens,

die Blüthe meines Seyns, der Lichtblick meiner Tage. Er allein vermag mich zuweilen auf Augenblicke — selige Augenblicke! — zum Gott zu machen; er erregt und erhält ja die immer wachende Sehnsucht in mir, die mich zugleich mit paradiesischer Wonne erfüllt und mit Grabeswehmuth durchschauert. Was wär' ich ohne ihn? Ein erbärmlicher Menschenkloß, wie unzähliche Andre, aber gewiß ein besserer Criminal-Assessor." Zuletzt brach er in ein verzweifeltes Lachen aus, welches gewiß bald zum bittersten Weinen geworden wäre, wenn nicht Schilling eben mit einem savoyardischen Dintenjungen in die nachterfüllte Stube getreten wäre.

„Herr Criminal-Assessor," sagte der Alte, „wenn's der nicht ist, so ist's keiner in Wien. Er hat das niedlichste Gesichtchen, was je Dinte gerufen hat, und wenn mich mein Gedächtniß nicht ganz betrügt, so ist's auch derselbe, den wir im Augarten sahen."

„Bring' Licht, Alter!" rief der Maler hastig. Zünde zwei oder drei oder auch vier Kerzen an, daß ich mich überzeuge!"

Eh' aber die Bedächtigkeit des bejahrten Mannes das Zimmer erhellte, hatte der Assessor den Knaben schon bei der Hand genommen und italie-

nisch gefragt: Wie heißt du, Kleiner?“ — „Giuseppe Veri,“ war die Antwort einer so silberreinen, lieblichen, schier mädchenhaften Stimme, die dem Maler wie die süßeste Musik durch alle Nerven zitterte. „Und woher gebürtig?“ fragte der junge Mann weiter, begierig, diese Stimme zu hören, und vor Erwartung bebend, daß Schilling mit Licht hereintreten und ihm die Züge des Knaben enthüllen möchte.

„Aus dem Chamounythale;“ versetzte der Knabe in seinem eigenthümlichen Patois, welches aus seinem Munde allerliebst klang. „Wollt Ihr mir Dinte abkaufen, lieber Herr?“

„Ja, mein Junge, sagte der Assessor und suchte mit der Schärfe seiner Augen die Finsterniß zu durchblicken. In dem Augenblick trat Schilling mit zwei Armleuchtern herein, auf deren jedem zwei Lichter brannten. Die Strahlen derselben fielen in des Knaben Rücken; der Assessor drehte ihn mit ungestümer Hast am Kopfe herum, das Gesicht den Lichtern zu, starrte ihn an und rief außer sich vor Entzücken: „Er ist's! Du hast den rechten, Schilling!“

„Gelobt sey die Jungfrau und ihr Sohn!“ sagte der Alte, und setzte dann schmunzelnd hinzu:

„Ich dachte mir's gleich, daß es dieser seyn müsse, und Sie können daraus abnehmen, daß ich doch nicht ein so schlechtes Auge habe, wie Sie immer in Ihrer Heftigkeit vorgeben.“

„Mein lieber Giuseppe,“ sagte der Assessor, immer noch voll hoher Freude, und hielt den erstaunten Knaben umfaßt, „mein herziger Giuseppe, willst du bei mir bleiben? Du sollst es recht gut haben, Willst du? Bitte, bitte, sag' ja!“

„Und auf welche sonderbare Art hab' ich ihn gefunden!“ redete der prosaische Alte in das poetische Entzücken seines Herrn hinein. „Denken Sie sich nur, Herr Criminal-Assessor! ich schlendre an der Mauth vorüber, um Wirthshäuser und Bettelherbergen aufzusuchen. Ein Paar hatt' ich schon vergebens durchkrochen; da seh' ich, wie ein Paar Bauhandwerksgesellen, Zimmerleute oder Maurer, den armen Jungen da mit Spott und Hohn aus der Thüre werfen. Der Bube weinte bittre Thränen. Halt! dacht' ich und schaute ihm in's Gesicht, und halt! dacht' ich noch einmal: der muß es seyn, den hat dir der liebe Gott selbst in den Weg geworfen. Nun dacht' ich aber, er hätte vielleicht lange Finger da drinnen gemacht, und fragte ihn, warum ihm

die Leute so hart begegnet hätten. Da machte er mir mit seinen kauderwälschen Redensarten klar: er habe in der vorigen Nacht in einem mit Stroh und Lumpen angefüllten Fasse drin in der Mauth geschlafen; ein guter Geselle hab' es ihm erlaubt. Diese Nacht habe er wieder in der behaglichen Tonne zubringen wollen; aber es seyen andre Leute da gewesen, die hätten ihn heraus geworfen. Ich traute nicht recht und ging hin, einen der Gesellen zu befragen, erhielt aber weiter keine Antwort, als: der Junge habe in der Durchfahrt schlafen wollen, das litten sie aber nicht; denn der Junge könne ein Spitzbubenspion seyn. Die Bewachung des Hauses sey ihnen ernstlich anbefohlen, und damit gut. Daraus sah ich, daß der Junge die Wahrheit gesprochen."

„O du armer Giuseppe, du hast keine Schlafstätte in Wien gehabt?" rief der Assessor in wehmüthiger Freude und strich dem Knaben die braunen Locken aus der hohen Stirne, und küßte ihn darauf. „Armer, lieber Junge! Doch nun freue dich, du sollst ein schneeweißes Bettchen haben, sollst an meiner Seite schlafen, sollst mit mir essen und trinken, sollst dich mit mir freuen, liebster, herziger Giuseppe!" Und er umarmte ihn wieder und tanzte

mit ihm durch die Stube und freute sich sehr, wie ein Vater, der sein verlornes, geliebtes Kind wieder gefunden hat. Der alte Diener stand kopfschüttelnd dabei und hielt die Lichter noch immer in der Hand. Ihm gingen wunderliche Gedanken über seinen Herrn und den Knaben durch den Kopf; er glaubte in dieser übermäßigen Freude die Stimme der Natur zu erkennen.

„Aber hast du denn so wenig mit deinem Dintenhandel verdient, daß du dir nicht einmal eine Schlafstelle für einen Kreuzer lösen konntest?" fragte der Assessor vertraulich, und hielt den braungelockten Knaben bei'm Kinne und sah ihm in das Engelsgesicht.

„Ach, Herr!" erwiederte dieser mit seinem Silberglockenstimmchen, „Ihr seyd so sehr gut gegen mich, und ich weiß gar nicht, womit ich das verdient habe. Ihr flößt mir das größte Zutrauen ein, und Euch kann ich nichts verschweigen. Ich habe eine kränkliche Mutter zu Hause; ach! sie ist gar sehr schwach und kann nicht viel verdienen; es geht ihr gar zu kümmerlich. Da wollt' ich nun all meinen Verdienst sparen und gar nichts für Schlafgeld und Essen und Trinken ausgeben, damit ich der Mutter meinen ganzen Erlös heimbringen könnte."

„Engelsseele in einem Engelsleib!“ jubelte der Maler, und hob im Sturm der Begeisterung den Knaben mit beiden Armen hoch empor und küßte ihm Küsse der Freundschaft, mit Thränen der Rührung gewürzt, auf Wangen, Stirn und Mund.

„Ja, auch für deine Mutter will ich sorgen, du holdes, treues Kind! Es soll ihr wohl gehen, wie dir; du sollst ihretwegen nicht länger Hunger und Kummer leiden.“

„Da haben wir's ja!“ sagte Schilling vor sich hin. „Jetzt schlägt ihm das Gewissen. Der Junge ist die Frucht einer frühzeitigen Liebschaft. Alle Wetter! wird das Fräulein Braut Augen machen, wenn sie gleich einen so großen Sohn als Zugabe mitbekommt!“

Der Knabe fing allmählig an, seine mitgebrachte Schüchternheit abzulegen; doch blieb ihm eine gewisse mädchenhafte Scheu, die ihm sehr wohl ließ. Während der Diener, auf des Herrn Befehl, ein leckerhaftes Abendessen auftrug, warf Giuseppe die großen dunkeln Augen im Zimmer umher, und richtete sie dann mit einer aus der Seele herausstrahlenden Freude auf seinen neuen Wohlthäter, und fragte diesen naiv, was er denn eigentlich bei

ihm zu verrichten habe und womit er sein künftiges schönes Leben verdienen solle.

„Sieh, Giuseppe, ich will dich abmalen," erwiderte der Assessor, „nicht ein Mal, nein, sehr viel Mal; dann sollst du mir beim Malen behülflich seyn, sollst mir die Farben reiben und auf die Palette setzen, sollst mir die Pinsel auswaschen. Das soll deine Arbeit seyn." Und damit führte der Assessor den Knaben an die Staffelei. Dieser schlug freudig die Hände zusammen, als er das schöne Bild erblickte, ein heftiger Ausruf begleitete diese Pantomime, und seine Augen funkelten dabei; er konnte sie kaum wieder abwenden.

„Ich will auch ein Maler werden, wie Ihr, Herr!" rief er endlich freudig. „Ich bitt' Euch, lehrt mich diese Kunst! Ich will recht fleißig seyn und Euch Freude machen."

„Willst du das, Herzensjunge? Ja, dann würdest du mir große, sehr große Freude machen. Vielleicht schlummert ein großes Talent in dir, und der Himmel hat mich durch eine wunderbare Fügung bestimmt, es zu wecken."

Der Knabe aß und trank mit seinem neuen Freund und Gönner, der sich nicht satt an ihm

sehen und hören konnte, und wurde endlich so gesprächig, daß er nicht fertig werden konnte mit Erzählen von seinem schönen Vaterlande, seiner Mutter, seinen Reisen und deren Abenteuern; und der Assessor hörte so andächtig zu, als sey der Knabe ein Prediger in der Wüste. Und Giuseppe sprach so sinnig, ließ unbewußt so viel zartes Gefühl, so viel klaren Verstand durchblicken, daß ein anderer Zuhörer diese Äußerungen gewiß nicht mit dem jugendlichen Ansehen des Knaben würde haben zusammenreimen können; denn er sprach wie ein zwanzigjähriger Jüngling und war seinem Äußern nach doch gewiß nicht viel über zwölf Jahre hinaus. Ein Anderer würde über die Seelenergüsse eines ungebildeten savoyardischen Kindes erstaunt seyn und irgend eine Verkleidung, ein geheimnißvolles Incognito in Giuseppe vermuthet haben; aber der Assessor fand das Alles natürlich, wahr, recht; es war ihm, als sey er plötzlich selbst wieder ein Knabe geworden und habe durch seinen jungen Freund die alte kindliche Herzlichkeit plötzlich wieder gefunden, um deren Verlust er sich so oft gehärmt.

Giuseppe wurde endlich müde und bat jetzt auf einmal wieder mit der alten Schüchternheit um ein

Strohlager auf dem Boden. Der Assessor wollte ihn in die Arme schließen und auf sein eignes Bett tragen, aber der Knabe widersetzte sich und verweigerte mit unbeugsamem Starrsinn, die rührenden Bitten seines neuen Herrn zu erfüllen. Im Schlafgemach des Herrn war überdies noch kein Bett aufgestellt, und der alte Schilling hatte einstweilen für ein Lager des Knaben gesorgt in seiner eigenen Schlafkammer. Dies ließ sich Giuseppe gefallen, und wünschte seinem neuen Freunde herzlich gute Nacht. Der Assessor küßte ihn auf Stirn und Mund und empfahl ihn der Sorge des alten Dieners noch besonders nachdrücklich.

Der Alte suchte den Knaben über sein Verhältniß zum Criminal-Assessor auszuforschen; als ihn dieser aber ganz unschuldig fragte: „Sage mir doch, Mann, wie heißt denn dein guter Herr, und warum will er mir armem Kinde so viele unverdiente Wohlthaten thun?“ und dabei so unbefangen und kindlich treu mit den großen glänzenden Augen ihn ansah, da wußte der eigensinnige Schilling selbst nicht, sollte er über den Knaben lachen oder über sich, sollte er über den Knaben sich ärgern oder über sich selbst.

„Also du kennst den Herrn nicht?“ fragte er endlich. Giuseppe schüttelte mit dem Kopfe. „Nun so will ich's dir sagen, damit du doch heute noch erfährst, wer dein Vater ist.“

„Mein Vater?“ fragte Giuseppe verwundert. „Ach, ja! Der gute liebe Herr will fernerhin mein Vater seyn. Nun, wie heißt er?“

„Es ist der Herr Criminal-Assessor von Mosbach, und ist gebürtig aus Brünn, wie auch meine Wenigkeit. Dort ist der Herr Vater des Herrn Criminal-Assessors Oberlandrichter.“

„Ich dachte der gute, gnädige Herr sey ein Maler?“ versetzte Giuseppe. „Was ist aber das, wie du sagtest, Criminal-Assessor?“

„Ja,“ sagte Schilling und kratzte sich hinter dem Ohre, „das weiß ich so eigentlich selbst nicht recht. Er sitzt mit im Criminal-Gericht. Wer wird so viel fragen! Dort kriech' in das Bette, bet' dein Paternoster und drück' die Augen zu! Du wirst doch ein katholischer Christ seyn?“

Die Besorgniß des Alten wurde durch den Rosenkranz gehoben, den Giuseppe aus dem Busen zog. Der Knabe betete aber nicht mit Andacht, er dachte immer daran, was wohl ein Criminal-Assessor für

ein Mann seyn müsse, und machte sich die wunderlichsten Begriffe davon, bis er, von den diesen Abend gesehenen Bildern umgaukelt, der Mutter Maria und den Engeln, sanft entschlief. Allmählig mischte sich das Bild des Assessors als Salvator Mundi ein, und als die andern verrannen, blieb das Eine und lächelte sich tief in das Herz des Knaben hinein.

Mosbach weckte den Dintenjungen selbst; er lag nur halb entkleidet im Bette. Der Maler trug ihn auf den Armen in das Wohnzimmer und schäkerte mit ihm. Schilling wurde früh in aller Eil' zum Schneider geschickt. Statt des schwarzen Jöppleins erhielt Giuseppe einen feinen schönen Rock, statt der kurzen schwarzen bockledernen Beinkleider feine Tuchhosen, seid'ne Strümpfe und silberne Schnallen auf die Schuhe, statt des breitkrempigen abgetragenen schwarzen Filzhutes ein rothsammtnes Baret mit weißen Federn; gestickte Hemdchen und Manschetten zierten seine bräunliche Haut, und bald sah er aus, wie ein Prinz.

Der alte Nelkenfreund Schilling erhielt versprochener Maßen die grüne Stube für seinen Flor. Das kleine Kämmerchen daran wurde Giuseppe zugetheilt; dort sollte er seine kleinen Habseligkeiten

aufbewahren, und weil er dringend darum bat, wurde auch sein Bett dort aufgestellt. So wohnte der liebliche Knabe, dessen Äußeres durch seine Umgestaltung sich sehr vortheilhaft verbessert hatte, mitten unter den herrlichsten Blumen, er, der selbst wie die kostbarste Nelke blühte. Das Dintenfäßchen, das blecherne Gefäßchen, womit er die Dinte ausgemessen, der alte schwarze Hut, Hosen, Jöpplein und die ärmlichen Schuhe, die er als Dintenjunge getragen, das Alles lag — die Kleider sorgfältig zusammengepackt — als heilige Reliquie unter dem Bette.

Mosbach arbeitete mit flammender Künstlerbegeistrung an seinem großen Bilde. Giuseppe's wohlgetroffnes Portrait stand bald in Lebensgröße auf der Leinwand. Es war im Vordergrunde knieend als einer der Erzengel angebracht; er hob die Hände bittend empor und sah den Anschauer so wehmüthig-freundlich an, daß man ihm hätte, mit Freudenthränen im Auge, Küsse der Vergebung und Liebe auf das herrliche Fleisch seiner Wangen und seines Mundes geben mögen. Es mußte zweifelhaft bleiben, ob dies Portrait einem Jüngling oder Mädchen angehöre; denn Giuseppe hatte viel Mädchenhaftes

in seinen jugendlichen Zügen, und da das Geschlecht der Engel niemals angegeben worden ist, so war diese Unbestimmtheit nur angenehm. Unvermerkt hatte sich in die Züge der Gottesmutter auch Vieles aus Giuseppe's Gesicht mit eingeschlichen, nur waren die Formen dort weiblich bestimmter; und deshalb behauptete der alte Schilling steif und fest: diese heilige Maria sey Giuseppe's wirkliche Mutter und des Herrn Criminal-Assessors erste Geliebte, so wie Giuseppe sein Sohn.

Dieser gefiel sich in seiner neuen Lage immer besser. Er war unermüdlich fleißig und zeichnete den ganzen Tag mit Kreide und Crayon nach Vorlegeblättern und Gyps. Mosbach's Erstaunen über diese außerordentlichen Fortschritte des geliebten Knaben brach fast täglich in eine heftige Extase aus, in welcher Schilling freilich nichts weiter als Vaterfreude über den gelingenden Sohn sah. Überdies hielt Mosbach seinem Liebling einen Privatlehrer, der ihn im Lesen und Schreiben, — worin er erstaunt zurück war — unterrichten mußte. Bald fing auch dieser an, das Deutsche mit ihm zu treiben, und es dauerte nicht lange, so schrieb das talentvolle Kind seinem Wohlthäter einen rührend schönen

deutschen Danksagungsbrief, und plapperte mit Schilling allerliebst in deutscher Zunge.

Giuseppe's Lehrer war ein alter würdiger Abbé, welcher dem Assessor auf's vortheilhafteste bekannt war; deshalb hatte er ihm die geistige Erziehung seines Pfleglings gern übertragen.

Giuseppe war unter des Assessors zahlreicher Bekanntschaft bald heimisch; überall sah man den wunderholden Knaben gern. Mosbach mußte ihn stets auf ausdrückliches Verlangen der Damen mit in Gesellschaft bringen; und der Knabe hatte zu diesem Behufe ein sehr brillantes Staatskleid erhalten, in welchem er einem Genius gleichsah, wie sie die Schöpferkraft der Maler uns bildlich vorgezaubert. Mit seiner Geschichte trugen sich alle sentimentalen Frauen und daher kam es auch, daß man Giuseppe bald, mit Abkürzung seines Namens und Beisetzung seines früheren Geschäftes, überall Dintenseppchen nannte.

Die Stadt Wien wurde plötzlich von dem Gerüchte eines großen Diebstahls an der Mauthkasse erfüllt, und wie dasselbe die gestohlene Summe auch in's Immense vergrößerte, so wurde doch bald

so viel als wahr bekannt, daß das Quantum des entwendeten Geldes sich über hunderttausend Gulden belaufe. Alles, was zur guten Polizei der östreichischen Hauptstadt gehörte, zur öffentlichen wie zur heimlichen, kam in Bewegung, alle Wirthshäuser waren scharf beobachtet; die hundert ja tausend Augen des Argus glänzten wie verjüngt, und durchspähten alle Winkel der großen Stadt. Aber es wollte sich in den ersten vier Wochen nichts entdecken lassen, was nur auf eine Spur geführt hätte.

Die genaueste Besichtigung des Locals selbst machte den Diebstahl zu einem — wie es schien, unauflösbaren Räthsel; es zeigte sich nicht die kleinste Andeutung auf einen gewaltsamen Einbruch, und der Verdacht fiel auf die Kassenbeamten selbst. Diese wurden sofort gefänglich eingezogen, man stellte die genauesten Untersuchungen ihrer häuslichen Verhältnisse an, man that Haussuchungen, und — kam um keinen Scheitt weiter.

Der Diebstahl war geschehen, als die Maurer mit ihrer Arbeit fertig gewesen waren und folglich nicht mehr nöthig gehabt hatten, im Hofe zu wachen; denn das Haus war nun wieder nach allen Seiten geschlossen, wie vormals. Die Zimmerleute und

Schreiner, welche noch im Innern des Gebäudes zu thun hatten; brauchten nicht zu wachen; eiserne Thüren, Schloß und Riegel machten dies unnöthig. Diejenigen Schreiner- und Zimmergesellen, welche Tags vor der Nacht, in welcher der Raub begangen worden war, im Mauthhause gearbeitet hatten, wurden scharf inquirirt; allein die Leute erwiesen ihre Unschuld und mußten wieder freigelassen werden. Auf die Maurer hatte man nicht den geringsten Verdacht; schon seit mehren Tagen hatte keiner von ihnen im Mauthhause mehr gearbeitet.

Die häufigen Verhöre und die immer neuen ausgedehnten Untersuchungen bei'm Criminal-Gericht überhäuften den Assessor von Mosbach mit einer Menge von Arbeiten, die ihn eine Zeitlang ganz von seiner geliebten Kunst abzuziehen drohten. Aber der genannte Umstand war es nicht allein, der ihn mit immer größerem Unmuthe erfüllte; dieser steigerte sich auch dadurch jedesmal höher, so oft er inne ward, daß er sammt dem ganzen hochpreislichen Criminal-Gerichte die Wolke statt der Juno umarmt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß er die verdrießliche Abspannung seiner Seele aus dem Gerichtshofe mit in seine den Musen geweihte

Wohnung brachte, daß das Zentnergewicht der Pflicht mit erstickender Schwere über ihm lag und die Gluth für die hohe Kunst auszulöschen strebte. Und Giuseppe war der Erste, der mit zartfühlendem Gemüthe die Veränderung im Wesen des geliebten Herrn erkannte und erfühlte. Der heitre Knabe, dessen Augen nur an Mosbach's Augen hingen, dessen thätigstes Bestreben allein dahin ging, dem theuren Wohlthäter zu gefallen, der Knabe, der, zumal Mosbach eine nicht unbeträchtliche Summe durch sichere Gelegenheit in's Chamounythal an Giuseppe's Mutter mit einem Briefe von demselben geschickt hatte, nur in Mosbach zu leben schien, fühlte sich plötzlich durch die Verstimmung seines Mäcen so weh in der innersten Seele verwundet, daß er, wie eine der Sonne entbehrende Blume, wehmüthig das Haupt neigte. Zwar versuchte er noch unverdrossen zu arbeiten; aber es gelang ihm nicht mehr. Der Assessor bemerkte, unter der Last der Geschäfte fast erliegend, die Veränderung seines Lieblings nicht, weil mit ihm selbst eine solche vorgegangen war. Er selbst rührte keinen Pinsel an, und war nur stets bemüht, die Aktenstöße, mit denen gänzlich eingemauert zu werden er fürchten

mußte, zu bewältigen und zu beseitigen; wie hätte er für die Zeichnungen und Malerversuche seines Pflegekindes Sinn haben können? Drückte doch noch ein anderer Kummer seine Seele, der nicht aus seinem Amte entsprang, und zog ihn mit Gewalt von dem lieben Kinde ab.

Ein weit schärferes Auge für Giuseppe's Leiden hatte sein ihm ebenfalls sehr theuer gewordener Lehrer, der Abbé dell' Ammo. Dieser sanfte Greis, dessen erster Blick Vertrauen einflößte, der seit vielen Jahren als Jugendlehrer sich ganz in die Seele der Kinder versetzte und mit einem tiefen Gemüth voll Liebe in ihrer eignen Welt mit ihnen verkehrte, hatte bald eine volle väterliche Gewalt, die moralische Gewalt der Liebe über Giuseppe erhalten. Das reine, faltenlose Herz des Knaben hatte sich dem würdigen, edlen Greise wie ein schönes Buch voll süßer, holder Lieder dargelegt, und der Abbé hielt es mit sanfter, schonender, schmeichelnder Hand und las darin mit verständigen Blicken, mit empfänglichem Sinn dafür. Beide waren so an einander gewöhnt, daß jedem der Tag, an welchem sie sich zufällig nicht sahen, als ein trüber und werthloser verstrich. Aber von dem beredten Munde des Greises

flossen auch die schönen Lehren der Weisheit und Tugend, durchhaucht von dem wehenden Dufte eines der Nachtviole gleichenden Gefühls, der den Samen der Blume unvermerkt in des Knaben durch das eigne tiefe Gefühl empfänglich gemachte Gemüth übertrug, wo er bald aufging und grünte und blühte. Sie saßen traulich zusammen, wie die alte und neue Zeit, nicht die störrische alte, die den aufkeimenden Lebensmuth der jungen tadelt und zu ersticken strebt, und nicht wie die junge, die die Lehren und Mahnungen der alten verachtet und verlacht, sondern wie die lehrende und gelehrige, wie die erfahrene und die in Jugendlust aufbrausende; und zwischen die silbergrauen Locken des vortrefflichen Weltpriesters und die braunen Locken des Knaben drängte ein halbes Jahrhundert seinen Strom hindurch, so daß sie das jenseitige und diesseitige Ufer bildeten. Dell' Ammo war Giuseppe's Vertrauter; der Knabe betrachtete den Greis wie seinen Großvater, und stand keinen Augenblick an, ihm sein Herz auszuschütten mit all seinen kleinen Wünschen und seinem neuen Kummer. Doch es bedurfte dessen kaum; der Lehrer las in den Zügen, in dem Auge, in der Seele seines Schülers. Giuseppe klagte dem Abbé, daß

er fürchte, die Liebe seines Gönners und Beschützers zu ihm sey erloschen, und er falle demselben nun gar zur Last. Der Abbé suchte den Knaben darüber zu beruhigen, und sprach von der wahren Veranlassung der bösen Laune, die den Assessor zeither beherrsche; aber zu seinem Erstaunen merkte er bald, daß Giuseppe von der ganzen Criminal-Geschichte des Diebstahls kein Wörtchen wußte. Der Criminal-Assessor sprach von seinen Amtsgeschäften niemals; wie hätte er auch die reine Seele des Knaben, den er zu ganz andern Zwecken bestimmt hatte, mit dem Pesthauche des Lebens erfüllen sollen? Und der alte Schilling, der eigentlich für nichts als seine Nelken Sinn und Aufmerksamkeit hatte, war auch nur mit halbem Ohr der Diebsgeschichte theilhaftig geworden, und fand es gar nicht der Mühe werth, sie dem Knaben, den er überdies nicht wohl leiden mochte, wieder zu erzählen; auch wußte er schon am andern Tage nichts mehr davon.

Die neugierigen, heftig und rasch auf einander gethanen Fragen des Knaben gaben dem Abbé die Überzeugung, daß Giuseppe mehr als gewöhnlichen Antheil nehme; das unruhig funkelnde Auge des Knaben, seine zitternden Hände, die hohe, fast fie-

derhafte Röthe seines Gesichts fielen dem Lehrer noch mehr auf. Als dieser dem Schüler nun tröstend auseinander gesetzt hatte, daß der Kummer und das verdrießliche Wesen des Assessors allein aus dem Umstande entspringe, daß bis jetzt, aller Nachforschungen ungeachtet, der Dieb noch nicht entdeckt sey und man gar kein Ende all der vergeblichen Arbeit sehe, so schwieg er und betrachtete das höchst unruhige Kind mit aufmerksamen Augen. Giuseppe versank endlich in tiefe Gedanken; nach einer langen Pause fuhr er plötzlich, wie aus einem Traume, auf und sprach hastig: „Wie, wenn ich nun, um den Kummer meines lieben Herrn zu verscheuchen und ihn wieder von seinem Übelseyn zu heilen, den Dieb vielleicht entdeckte, würde ich wohl Unrecht thun? Denn, um mich zu verstehen, müßt Ihr vorab wissen, daß der, welchen ich für den Räuber des Geldes halte, mir Gutes gethan hat, und ich also durch einen solchen Verrath die schöne Pflicht der Dankbarkeit mit Füßen trete. Ach, es ist ja nichts schrecklicher und verabscheuungswürdiger auf Erden, als ein schwarzes, undankbares Herz! Nein! nein! Und deshalb darf ich nichts verrathen."

Der Abbé hatte mit wachsendem Erstaunen die

höchst sonderbaren Worte seines Zöglings vernommen; jetzt sagte er in ernst ermahnendem Ton: „Giuseppe, wenn du etwas von jener bösen That weißt, so gebietet dir nicht allein die allgemeine Pflicht, welche wir dem Rechte schuldig sind, sondern ganz insbesondere und vorzüglich die Pflicht der Dankbarkeit, welche du zu verletzen glaubst, die Unthat unverzüglich zu entdecken. Denn wem wohl auf Erden bist du größeren Dank schuldig, als deinem Wohlthäter, deinem Freunde? Würdest du schweigen, du würdest furchtbar undankbar seyn; dann erst würde ich eine schwarze Seele in dir ahnen."

Der Knabe erschrack und wurde bleich; sein innerer Kampf malte sich auf seinem Gesichte ab.

„Euch will ich Alles entdecken, mein Vater," sagte er endlich mit zitternder Stimme. „Eure Weisheit mag dann erwägen, was zu thun ist. Ihr wißt, ich wollte die kleinen Einnahmen von meiner Dinte für die arme Mutter sparen; ich schlief deshalb in Winkeln, in Hausfluren, oft auf offener Straße. Ich hatte eines Tages bemerkt, daß man in einem großen Hause, wo ich viel Dinte verkauft hatte, stark bauete; späterhin habe ich erfahren, daß es das Mauthhaus ist. Der Durchgang schien mir zum

Schlafen sehr bequem; ich beschloß, Abends einen Versuch zu machen, ob ich da bleiben könnte. Ich fand einen Handwerksgesellen dort, dem Anschein nach, einen guten, sanften Menschen, der, als ich ihm meine Noth geklagt, mich schnell in ein großes Faß steckte, mit Stroh und Tuch gepolstert, und mir sogar reichlich zu essen gab. Er sah so fromm und mild aus, daß ich selbst vor dem Gedanken erschrecke, er könne der Dieb des Geldes seyn. Ich schlief bald ein. Aber plötzlich wurde ich in der Nacht munter; es war irgend ein Name laut ausgesprochen worden. Ich lugte aus meinem Fasse hervor und sah im Dämmerlichte der Mondnacht, nicht weit von mir, zwei Menschen, den Einen auf einem dem meinigen ähnlichen Lager liegen, den Andern davor stehen und zu dem Liegenden herabgebeugt. Sie sprachen laut mit einander. Ich verstand zwar damals nicht sehr viel von der deutschen Sprache; aber so viel wurde mir doch klar, daß der Eine dem Andern zuredete, die Mauthkasse zu bestehlen, und ihm Anschläge gab, wie dies auszuführen sey. Das Wenige, was er antwortete, brachte er mit leiser, fast unverständlicher Stimme hervor. Ich merkte nun, daß der böse Rathgeber allein so laut war.

Sie sprachen dann auch von einem Mädchen, welches der leis Redende dann, wenn er reich wäre, würde heirathen können. Gleich darauf schwiegen sie Beide; der Eine ging fort, der Andre schien wieder zu schlafen. Mir grauste es, aber ich schlief auch wieder ein. Früh kam der Eine, der mich in das Faß gesteckt und mir zu essen gegeben hatte, holte mich heimlich heraus, gab mir einen Kreuzer und schickte mich fort. Den Andern hatte ich nur im Blick gesehen. Als ich dem Gesellen aber in seine treuen, blauen Augen, in sein falschloses Gesicht sah, da glaubte ich steif und fest, ich hätte die ganze Geschichte nur geträumt, und das habe ich bis diese Stunde geglaubt, wo ich von Euch erfahre, daß die Kasse wirklich bestohlen worden ist. Und es kann doch seyn, ich habe in jener Nacht geträumt; denn der gute Geselle, der mir wohlthat, ist gewiß kein Dieb. Am andern Abend wollte ich meine Schlafstätte wieder aufsuchen; da waren andre und harte Gesellen dort, die mich mit Spottreden fortjagten. Aber eben kam Schilling und führte mich hierher zu meinem lieben Herrn. Das ist Alles, was ich weiß. Ihr aber, lieber Vater, werdet auf den Traum eines Kindes weiter kein Gewicht legen."

Der Abbé hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört; nun versank er in ein langes, schweigendes Nachdenken.

„Mein Sohn," sprach er dann, „versprich mir, von deinem Traume Niemand, selbst dem Herrn Assessor nicht, ein Sterbenswörtchen zu sagen."

„In Gottes Namen! Hier habt Ihr meine Hand darauf."

„Nun, so beruhige dich. Ich werde Alles zum Besten zu lenken suchen."

Des Abbé Sorge ging dahin, den Thäter zu entdecken, und doch den Knaben dabei ganz zu schonen, eines Theils, weil die Sache zu abenteuerlich aussah und kaum Glauben zu verdienen schien, andern Theils, weil er mit gutem Grund fürchtete, es würde dem Assessor höchst schmerzlich seyn, seinen Liebling in einen so bösen Handel verwickelt zu sehen; endlich war ihm selbst das Kind viel zu lieb, als daß er es durch eine direkte Anzeige des ganzen Vorfalls hätte blosstellen sollen. Er wollte sichrer gehen und schrieb deshalb mit verstellter Hand einen anonymen Brief an den Criminal-Assessor von Mosbach, worin er denselben ersuchte, in Betreff des Mauthdiebstahls die beiden Maurergesellen, welche

in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli — er hatte mit Hülfe des Kalenders und Giuseppe's den Tag herausgebracht — die Wache im Mauthhause gehabt, genau zu beobachten, da sehr gegründeter Verdacht gegen sie obwalte; später wolle sich auch der Schreiber des Briefes nennen.

Dieser Wink entflammte die Thätigkeit des Assessors von neuem. Er machte die Anzeige bei'm Gericht, daß er eine leise Spur aufgefunden habe; und er wurde sofort beauftragt, die Untersuchung persönlich zu leiten. Zuerst wurde Meister Eckardt vorgefordert, und aus seinen Angaben erhellte bald, daß die beiden Wächter in jener Nacht seine beiden Gesellen Häkle und Eichhorn gewesen seyen. Der Meister wurde über Charakter, Betragen und alle nähern Umstände dieser Leute gefragt; und seiner Vorliebe für Häkle gemäß, schilderte er diesen als einen trefflichen Menschen, während er Eichhorn als einen verschlossenen, in sich hinein lebenden Jüngling darstellte. Die beiden Gesellen sollten ebenfalls eingezogen werden, aber der Meister erklärte: Eichhorn sey schon seit mehren Wochen in seine Heimath, Thüringen, gereist, habe auch von Erfurt aus bereits einen Brief geschrieben und gemeldet, daß

ein reicher Vetter von ihm, von welchem er früher schon oft gesprochen, sich seiner annehmen und ihm fünftausend Gulden vorstrecken wolle; er werde dieses Geld in einigen Wochen mitbringen, und halte hiermit ziemend um Marianen, des Meisters Tochter, deren Herz er schon lange besitze, an.

Der Brief mußte sogleich an das Criminal-Gericht abgeliefert werden. Meister Eckardt erklärte hierauf, daß dieser Eichhorn sich in die Gunst seiner Frau geschlichen; sie habe ihm die Tochter versprochen; es sey deshalb früher schon zu Excessen zwischen ihm und seiner Frau gekommen, und weil er aus des Gesellen Eichhorn früheren Erzählungen gewußt, daß derselbe arm sey, so habe er zur unerläßlichen Bedingung einer Verheirathung seiner Tochter gemacht, daß der Bräutigam wenigstens fünftausend Gulden besitze. Er sey dem offenen lebensfrohen Häkle viel gewogener, als dem ewig zu Hause hinter Büchern kauernden Eichhorn; auch habe Häkle — wie er genau wisse — von einer alten Tante ein ansehnliches Vermögen zu gewarten. Deshalb sey ihm dieser zum Schwiegersohne weit lieber; aber die Mariane wolle ihn nicht, und seine Hausehre setze sich mit Macht und Gewalt dawider. Beide

hätten sich in das thüring'sche Milchgesicht vergafft, und so habe er denn, um nur Ruh' und Frieden im Hause zu haben, ja gesagt, und die Hochzeit sey somit von Frau und Tochter beschlossen worden. Er habe aber immer noch keine rechte Lust dazu gehabt; und als ihm nun vollends Häkle dieser Tage seine heftige Neigung zu Marianen entdeckt, so habe er vielmehr sich ernstlich vorgenommen, sein Hausrecht zu brauchen, und die Mariane zur Ehe mit Häkle zu zwingen.

In dieser Aussage des Maurermeisters waren Winke genug für den Criminal-Assessor enthalten. Häkle wurde sogleich eingezogen. In Bezug auf die in dem Anzeigebriefe angegebene Nacht konnte man den Maurergesellen zu keiner Aussage weiter bringen, als daß er die eine Hälfte der Nacht dort gewacht, die andere aber, wie alle Nächte zu Hause, ruhig geschlafen habe. Er sey aber eines Morgens früh eines kleinen Jungen ansichtig geworden, mit welchem Eichhorn heimlich gesprochen und den er dann schnell aus dem Mauthhause, sobald er dasselbe geöffnet, geschickt habe.

Die nächste Untersuchung ging nun darauf hin, zu erforschen, ob Eichhorn in der Nacht, wo der

Diebstahl vorgefallen war, zu Hause gewesen sey, oder nicht. Darüber wurden alle Gesellen, die Hausfrau, die liebenswürdige Tochter Mariane vernommen. Es ergab sich aber nichts; denn Eichhorn hatte in den Hof hinaus Parterre seine Schlafkammer. Dicht daneben war Häkle's Kammer. Die andern Gesellen schliefen alle zusammen in einem Local. Aus dem Fenster konnte man sehr leicht in den Hof steigen und von hier aus durch eine Thüre auf die Straße kommen. Der nächtliche Verschluß dieser Thüre, durch welche am Tage Baumaterialien ein- und ausgebracht wurden, war den beiden Obergesellen übertragen. Es konnte also einer sehr leicht unbemerkt des Nachts davongehen und wieder kommen. Häkle sagte aber aus, daß er Nachts oft Eichhorn in seiner Kammer habe umher rumoren hören, daß derselbe oft das Fenster aufgerissen, geseufzt, ja geweint hätte. Er habe ihn auch einmal um das nächtliche Unwesen gefragt und die Antwort erhalten: es sey der Gram, daß er die Mariane, die er so sehr liebe und von der er wieder geliebt werde, nicht zum Weibe erhalten solle, weil für ihn nicht die mindeste Aussicht vorhanden sey, die verlangteu fünftausend Gulden irgendwoher auf-

zutreiben. Er, Häkle, habe sich um weiter nichts bekümmert. Doch sey seit einiger Zeit eine große Unruhe an Eichhorn sichtbar gewesen; der junge Mensch habe Niemanden mehr aufrichtig in das Gesicht sehen können u. s. w. In diesem letztern Punkte stimmten ihm alle übrigen Gesellen und der Meister bei, selbst Frau Magdalena und Mariane mußten das einräumen.

Aus dem fernern Verhöre ergab sich, daß Eichhorn einige Tage nach dem im Mauthhause vorgefallenen Diebstahle nach seinem Vaterlande abgereist sey. Mehre Gesellen wollten sich erinnern, daß die Nachricht von diesem Diebstahl bei ihm keine Verwunderung hervorgebracht; einer sagte sogar aus, er habe eine gewisse Verlegenheit an ihm bemerkt; alle stimmten darin überein, daß er die letzten Tage bleich wie ein Schatten umhergeschwankt sey und davon gesprochen habe: er fühle eine Krankheit in seinem Körper, er wolle deshalb in sein Vaterland, vielleicht thäte ihm die Reise wohl u. s. w.

Der auf den Maurergesellen Eichhorn gekommene Verdacht vergrößerte sich sonach immer mehr. Das Criminal-Gericht verfügte nun, daß die Effekten des Eichhorn, welche noch bei seinem Meister stan-

den, in Beschlag genommen werden sollten. Es war dies ein verschlossener Koffer; den Schlüssel hatte der Geselle mitgenommen. Bei Öffnung des Koffers fand man sehr schöne reine Wäsche, einige Kleidungsstücke, mehre architektonische und mathematische Werke, Schreibmaterialien, einige von Eichhorn's Hand schön geschriebene Aufsätze u. s. w. Man war fast auf dem Grund des Koffers, als plötzlich aus einem aufgerollten Hemd eine Geldrolle fiel. Sie wurde sogleich als eine zur Mauthkasse gehörige Hundertguldenrolle erkannt, und der Verdacht des Diebstahls war somit, wenn auch noch nicht als wahr erwiesen, aber doch bis auf den höchsten und letzten Grad gesteigert.

Der Criminal-Assessor von Mosbach, welchem das Gericht diese Entdeckung verdankte, wurde sogleich beauftragt, mit Extrapost nach Thüringen zu reisen und den Gesellen Eichhorn verhaftet einzubringen. Gern hätte er sich von diesem ihm höchst widrigen Geschäfte losgesagt, aber die Amtspflicht gebot streng, und er mußte gehorchen. Zu seinem Begleiter und Untergebenen wählte er sich einen der gewandtesten und pfiffigsten Polizeispione, um durch diesen zu ersetzen, was ihm selbst abging.

Mit Thränen im Auge riß er sich von seinem geliebten Giuseppe los, bat ihn, recht fleißig zu seyn, und befahl den Knaben dringend der Sorgfalt des Abbé und des alten Schilling. Giuseppe hing lang an seinem Halse, und des geliebten Herrn Abschiedsküsse brannten Tage noch auf seinen Lippen.

Giuseppe zeichnete, malte nnd studirte mit so außerordentlicher Anstrengung — Alles nur, um dem vielgeliebten Herrn bei seiner Wiederkehr eine angenehme Überraschung zu bereiten — daß dem Abbé anfing für die Gesundheit des Knaben zu bangen. Aber wie der Greis ihm auch zuredete, sich zn schonen, es war als ob gerade diese Worte ihn noch mehr anfeuerten, das Übermenschliche zu leisten. Durch seine mündlichen Mittheilungen und kindlichen Geständnisse, deren Hörer der Abbé allein war, zog sich das hohe Entzücken des Wiedersehens wie ein sonnenglänzender Bach durch grüne Wiesen, und mit einer üppigen, rastlosen Phantasie malte er sich den höchsten Punkt all seiner Wonne und Seligkeiten, den Augenblick aus, wo er dem ihm auf Erden theuersten Menschen seine Schöpfungen in Kunst und Wissenschaft vorlegen und in den Augen

des Herrn eine Thräne der Freude schimmern sehen würde. Er wurde gar nicht satt, sich diesen Augenblick mit den glühendsten Farben seines jungen Schwärmerkopfes auszumalen. Dem Abbé, der erst lächelnd zugehört hatte und dem kühnen poetischen Schwunge seines jungen Freundes, dessen ganzes Leben und Weben, Treiben und Leiden sich allein auf den Assessor und unaufhörlich auf diesen bezog, mit still billigender Heiterkeit gefolgt war, wurde allmählig dieser exaltirte Zustand seines Zöglings bedenklich; er konnte es sich nicht bergen, diese auf die schärfste Spitze gestellte Neigung des Knaben, diese bis zur fixen Idee gesteigerte Zärtlichkeit zu dem Assessor von Mosbach sey krankhafter Natur, und bedenklich schüttelte er über Giuseppe's poetische Herzensergüsse nun sein silberlockiges Haupt. Über den Knaben aber war wieder eine unbeschreiblich hohe Seelenheiterkeit gekommen. Seit er die volle Überzeugung von Mosbach's ungeschwächter Liebe erlangt hatte, war er frischer aufgeblüht; seine Gestalt hob sich; er wuchs und entfaltete täglich neue Reize; seine Wangen hatten sich geröthet und sein herrliches, schamhaft bescheidenes Auge noch mehr Feuer und Ausdruck gewonnen. Aber gerade in

dieser Periode seiner körperlichen Entwickelung fürchtete der Abbé von der übertriebenen Anstrengung des Geistes am meisten für ihn. Er hatte sich nicht geirrt. Freilich schien ein feindliches Geschick fast beschlossen zu haben, all diese geistigen und körperlichen Blüthen theils in ihrer schon entfalteten Pracht, theils in ihrem Keime zu ersticken und zu verderben.

Der Assessor wurde täglich zurück erwartet, und Schilling hatte zum Empfange desselben schon Alles bereitet. Nur Giuseppe war mit seiner riesenhaften Arbeit noch nicht fertig: es war dies ein Ölgemälde, darstellend Christus im Tempel unter den Schriftgelehrten, als er zwölf Jahr alt war. Der Abbé hatte ihm das Kostüm dazu u. d. gl. angeben müssen. Der Christusknabe trug unverkennbar Giuseppe's Züge, und neben ihm stand ein in schneeweiße Gewänder gekleideter junger Mann, zu dem der zwölfjährige Welterlöser das himmlische Auge mit einem unaussprechlich rührenden Dankblick empor schlug; man verstand, was er sagte: Das Alles habe ich ja doch von dir nur allein, und die Bewunderung, die mir gezollt wird, gilt und gehört dir, mein Lehrer und Freund! Der Lehrer, seinen Kleidern und Abzeichen nach, gehörte dem Bunde

der Essäer an, aus deren Schule Jesus hervorging; sein Gesicht hatte die überraschendste Ähnlichkeit mit des Assessors milden Zügen. Die jüdischen Kirchenlehrer standen mit staunenden Blicken umher. Und wenn auch in der Behandlung dieses Gemäldes noch sehr Vieles unvollkommen und fehlerhaft war, so sprang doch dem Kenner auf den ersten Blick ein großer Kunstgenius entgegen. Vom ersten Sonnenstrahle bis die Nacht hereinbrach, saß der Knabe an dem Bilde; er versagte sich Essen und Trinken. Abends und in der Nacht trieb er Musik und seine Sprachstudien.

Schilling bekümmerte sich nicht viel um Giuseppe, er ging seine Gänge und that, was er wollte; die meiste Zeit brachte er unter seinen Nelken zu, die er mehr liebte, als alle Menschen und Thiere und die ganze übrige Welt zusammengenommen. Dafür saß der Abbé halbe Tage lang bei seinem Liebling.

Eines Nachmittags, als der Weltgeistliche eben nicht zugegen und Giuseppe emsig an der Staffelei beschäftigt war, trat plötzlich ein hoher stattlicher Mann mit einer sehr reizenden Dame an der Hand in's Zimmer. Der Mann war reich gekleidet; Gesichtsfarbe und Haltung zeugten von Wohlleben und

Gewandtheit in der vornehmen Welt. Die Dame trug den Stempel vornehmer Geburt auf der Stirne ihres sehr schönen Gesichts, aber zugleich lag in ihrem Blick und Wesen etwas abstoßend Stolzes, eine kalt gebieterische Aufforderung zur tiefsten Huldigung. Der strenge Blick des fremden Mannes, der spöttisch stolze Blick der fremden Dame verwundeten den Knaben, welcher höflich aufstand und ihnen entgegen ging, um sich nach ihrem Begehren zu erkundigen, in der tiefen Seele, so daß er eingeschüchtert und furchtsam zu reden begann. Aber kaum hatte er einige zusammenhängende Worte hervorgebracht, so trat Schilling herein und begrüßte die Fremden mit der äußersten Ehrerbietung.

„Wo ist mein Sohn?" fragte der fremde Herr, und während Schilling diese Frage beantwortete, kam Giuseppe demüthig von der andern Seite, um die Hand des Mannes zu küssen, der seines Wohlthäters Vater war. Aber der strenge Mann zog die Hand mürrisch weg und fragte den alten Diener:

„Ist das der Bankert, von dem du mir geschrieben?"

„Er ist's!" versetzte der Alte, spitzbübisch lächelnd.

Giuseppe hatte den Sinn des Wortes nicht mit dem Verstande, wohl aber mit dem Gefühl erfaßt,

das wie ein Lichtborn in seiner jungen Brust sprang. Und der Born trübte sich; der entsetzliche Hohn, der aus den Blicken der schönen Dame, wie Giftthau auf die zarte Pflanze seines Gemüths niederquoll, drohte ihm den geistigen Tod.

„Wer ist dein Vater, Junge?“ fragte der strenge Mann weiter.

„Er ist früh gestorben und ich hab' ihn nicht gekannt; doch sagt meine Mutter, er sey ein Mauleseltreiber gewesen,“ versetzte Giuseppe mit gesenktem Auge und mit der größten Demuth.

„Da haben Sie's!“ sagte die Dame triumphirend mit einem widrigen Lachen, was dem Knaben wie ein zweischneidiges vergiftetes Schwert in die Seele fuhr.

Der Mann setzte aber sein Examen mit einer wahren Inquisitorkälte fort. Dem armen Jungen wurde immer bänger, er vermochte kaum mehr zu antworten, und verwirrte sich zuletzt, so daß es ihm im Kopfe bunt durcheinander ging.

„Es ist Alles Lüge, abscheuliche Lüge, und desto nichtswürdiger, je jünger die Seele ist, aus der sie kommt,“ sagte der Examinator endlich. Giuseppe sank fast um vor Schrecken; er wollte der argen Beschuldigung widersprechen, aber die Stimme ver-

sagte ihm den Dienst; seine bleich gewordenen Lippen bewegten sich konvulsivisch, aber tonlos.

„Den Jungen kann ich nicht im Hause brauchen," sagte das hochmüthige Fräulein mit aufgeworfenen Lippen, „nicht einmal als Küchenjungen. Ich bitte Sie also, Herr von Mosbach, sorgen Sie für seine Existenz und machen Sie mit Ihrem Herrn Sohne das Übrige ab. Ich will ihm gar nicht merken lassen, daß ich etwas von dieser allerliebsten Frucht seiner hochpoetischen Jünglingszeit erfahren habe."

„Lassen Sie mich nur machen, mein theures Fräulein," versetzte Herr von Mosbach galant. „Dieser Bube soll Ihnen kein Stein des Anstoßes in Ihrer künftigen Wirthschaft seyn. Der Junge gefällt mir; er soll Ökonomie auf meinem Gute lernen, und daß ich ihn gut versorge, bin ich meinem Sohne schon schuldig. Nicht vergebens hat er ihn auf das mir überschickte schöne Bild vorn an als bittenden Engel gemalt. Sehen Sie denn nicht, daß der Knabe das Original zu dem Engel ist, der Ihnen so wohl gefallen hat?"

„Vraiment! Vous en avez raison!" rief die Dame mit einem verdrießlichen Erstaunen. „Eine sehr feine Anspielung, eine herrlich couvertirte Bitte!

Bon! Unser Maler soll nicht vergebens gebeten haben. Ihm sey verziehen! Über Jugendsünden soll kein Mensch richten. Den armen Jungen wollen wir's auch nicht entgelten lassen; was kann der für die Sünden seines Vaters! aber — wie schon gesagt — im Hause duld' ich ihn nicht."

„Es wird sich Alles zum Besten fügen, mein schönes Fräulein," sagte Herr von Mosbach, und befahl Schilling, ihm in sein Hotel zu folgen. Den armen Knaben würdigten sie keines Abschiedsgrußes, keines Blickes weiter. Sie gingen, die harten, lieblosen Menschen, und doch hätte ihnen Giuseppe in seinem grenzenlosen Schmerze, der ihm die Brust zu zersprengen drohete, die Füße küssen mögen. Er wollte sich ihnen in den Weg werfen, ihre Knie umklammern, doch um nichts bitten, als um den Tod, er wünschte von ihren Füßen zertreten zu werden; aber eine unbeschreibliche Wehmuth stürzte über ihn herein und raubte ihm fast alle Gedanken, so daß er noch lange wie in den Boden gewurzelt stand, als die Gefühllosen schon das Haus verlassen hatten. Da strömte es endlich aus seinen Augen wie Gießbäche, der starre Schmerz seiner Seele wollte sich in Thränen auflösen, die blutige Zer-

knirschung sollte von Thränen weggewaschen werden; aber des Schmerzes war zu viel, sein Gewicht zu gewaltig, des Blutes war zu viel, seine Farbe zu herzblutroth, es ließ sich nicht wegschwemmen, und ob auch die Thränen nicht versiegen wollten. Da wünschte der unglückliche Knabe sich todtweinen zu können. Und als nun erst Schilling wieder nach Hause kam und ihm sagte: das Fräulein sey die verlobte Braut des Herrn Criminal-Assessors, und sobald dieser Criminal-Rath geworden sey, wozu er wegen des glücklich entdeckten Diebstahls von oben schon die festeste Zusicherung erhalten habe, dann werde auch gleich die Hochzeit gefeiert werden, da schlich sich Giuseppe auf sein Kämmerlein und stürzte in wüthender Verzweiflung auf sein Bette. Der gräßlichste Seelenschmerz zermarterte ihn so, daß er wirklich zu sterben hoffte. Und diese Hoffnung hatte für ihn etwas schwärmerisch Süßes. Seine in wilder phantastischer Thätigkeit umhertaumelnde Seele berauschte sich nun plötzlich mit den zerknirschend süßen Bildern, wie der theuer geliebte Herr in Verzweiflung seyn werde über seinen Tod, wie er ihm viele, viele Thränen nachweinen, ihm Blumen auf das Grab pflanzen und dasselbe täglich besuchen werde,

um sie mit seinen Thränen zu begießen. Diese überspannten Bilder, mit Fiebergluth ausgemalt, erzeugten dem armen Jungen zuletzt ein so heftiges Schluchzen, daß er laut und außer sich in einem weg aufschrie, und, um nicht gehört zu werden, das schmerzbrennende Gesicht in die Bettdecke barg. Hier umkränzte ihm der Schlafgott bald die thränenmüden Augen und Schläfe mit dem Mohnkranz, und führte den Unglücklichen, zum Ersatz für namenlose Leiden, in paradiesische Gefilde.

Trost kommt über Nacht, sagt ein schönes, mildes Sprichwort. Ach, wohl ist die Nacht die sanfteste Trösterin aller Leidenden. Ihre Schattenflüsse, die sie um wunde Herzen hergießt, sind ein Meer von Wunderbalsam, das schmeichelnd den heißesten Schmerz kühlt und betäubt, bis das laute Herz still wird und einschläft. Und schläft es erst, wie spendet dann göttlich freundlich die gute Mutter Nacht, der wir alle entsprossen, ihren armen Kindern Wundergaben!

Der Schlaf kennt keinen Unglücklichen weiter, als den Bösewicht.

Als Giuseppe sich aus den Armen eines sehr schönen Traumes wand, kam ihm seine Lage zwar

noch sehr trostlos vor, aber er war doch gefaßt und ein heitres Gottvertrauen war in seine junge Brust eingezogen. Er zog seinen Rosenkranz aus dem Busen und betete lange und inbrünstig. Dann ging er an seine Arbeit und verdoppelte seinen Fleiß. Er dachte nicht daran, Nahrung zu sich zu nehmen, und vollendete sein Bild am dritten Tage. Nun bat er Schilling, ihm noch zur Ausführung seines Planes behülflich zu seyn und ihm statt des Rahmens einen frischen Blumenkranz um das Bild her flechten zu helfen. Er wollte selbst gehen, um sich Blumen einzukaufen, aber es hatte sich seiner eine große Schwäche bemächtigt. Der alte Diener hatte Mitleid mit ihm und brachte die Blumen. Während sie das Gewinde flochten, trat der Abbé herein und erschrack vor Giuseppe's todtbleichem Aussehen; was er gefürchtet hatte, war leider! eingetroffen. Aber nicht allein die ungeheure Anstrengung hatte die Blüthe der Jugend und Gesundheit gebleicht; ein heißer Südwind hatte sie verderblich angehaucht. Aber Giuseppe klagte dem väterlichen Freunde nichts, und so erfuhr der Abbé kein Wort von der schmählichen Behandlung seines Schützlings.

Der Kranz wurde um das Bild befestigt, und

dann ringsum Nelkenstöcke gestellt, die ihre duftenden Blüthen den Figuren zukehrten, gleichsam zur Nektarspende der Schöpfung eines Genies. Und gleichsam als hätte das Schicksal den Assessor so lange zurückgehalten, bis das Werk ganz vollendet seyn werde, langte er an demselben Abend an, wo das Bild bekränzt und blumengeschmückt in seinem Zimmer aufgestellt war. Giuseppe's Arbeitsbücher waren auf einem Tische davor aufgeschlagen, um dem Theuren sogleich recht augenfällig zu zeigen, daß er seine Gunst an keinen Unwürdigen verschenkt habe.

Als der Angekommene in das Zimmer trat, fesselte ihn sprachloses Erstaunen an die Stelle vor dem vortheilhaft beleuchteten Bilde. In trunkenem Entzücken eilten seine Augen von einer Figur des Gemäldes zur andern, und überwältigt und bezwungen von der Macht des darin ausgesprochenen Gedankens und seiner eigenen Gefühle, fiel er laut weinend, wie ein Kind, dem neben ihm stehenden und mit leuchtenden Blicken alle seine Bewegungen verfolgenden Giuseppe um den Hals und rief: „O du, mein englischer Junge! Du bist mir vom Himmel gesandt, mich für all die bösen Entbeh-

rungen und Unbillen meines Lebens zu entschädigen; du bist geschaffen, mich den lichten Regionen des Himmels wieder zu gewinnen, wenn mich die Erde in ihren Nebelqualm hinabgezogen hat! O mein Giuseppe, du sollst mir ausführen, wovon mir einst in kühnen Jünglingsträumen geträumt; du sollst werden, was ich nicht werden konnte, gebunden von widrigen Verhältnissen, die gewaltsam zu lösen ich nicht Kraft genug besaß; ja du sollst ein wahrer und ächter Priester der göttlichen Kunst werden und dein Leben ausschließlich ihrem Dienste weih'n!"

Giuseppe erduldete mit wehmüthigem Lächeln die stürmischen Liebkosungen seines Freundes, während sich ein leiser, bitterschmerzlicher Seufzer unvermerkt aus seiner Brust hob. Der Assessor konnte nun mit Fragen und Loben kein Ende finden, durchblätterte bald die Bücher, worin er die zärtlichsten Briefe an sich fand, musterte bald das Bild mit glänzenden Augen und zeigte, im Strome hoher Wonne, doch hie und da einen Fehler; dann küßte er den Jungen wieder auf Stirn und Mund, bewunderte, wie er in der kurzen Zeit so groß und stattlich geworden sey, und versprach ihm neue Kleider, Unterricht im Reiten, Fechten, Tanzen,

ein Pferd, und schien es im Taumel seiner Freude ganz zu überhören, daß ihm Schilling meldete: der gnädige Herr Vater sey vor zwei Tagen mit der gnädigen Fräulein Braut in Wien angekommen und werde dem Herrn Criminal-Assessor morgen des Tags seine Aufwartung machen.

„Es ist gut!“ sagte er, und wandte sich wieder zu Giuseppe, um diesem von seiner Reise zu erzählen, und wie er so glücklich gewesen sey, den Dieb zu erwischen. Auch habe ihm derselbe privatim den Diebstahl schon eingestanden und bekannt — was recht rührend sey — daß er es nur gethan, um sein innig geliebtes Mädchen heimführen zu können, weil der Vater durchaus auf Vermögen des Eidams bestanden habe. Er selbst habe nie nach Geld und Gut verlangt, und sich auch heilig und theuer gelobt, der Mauthkasse das Geld so bald als möglich wieder zuzustellen. Überhaupt, erzählte Mosbach, scheine dieser Geselle ein so guter, sanfter Mensch und aus den verschiedenen Unterredungen mit ihm gehe ein so schöner Charakter, auf Religion und Moralität gestützt, hervor, daß es fast unbegreiflich scheine, wie er den Diebstahl habe vollbringen können, wenn er nicht eine gar zu lebendige Schilderung

seiner heißen Liebe für seine Meisterstochter gemacht hätte, und sey in der That der stillen Thränen des Mitleids werth, daß die Liebe ihn zum Verbrechen verleitet habe.

Giuseppe weinte diese Thränen schon, und so heftig, daß der Assessor Mühe hatte, ihn zu trösten. Ach, der Vorwurf, daß er es sey, der den guten und nur schwachen Gesellen in's Unglück gestürzt habe, begann als böser Wurm an seiner weichen Seele zu nagen und hüllte sein kindlich heit'res Gemüth vollends in Nacht. Es half nichts, daß der heiter gewordene Mosbach ihm vorsagte, wie sie nun, da dies böse Geschäft, dem schwierigsten Theil nach, beendigt, gemeinschaftlich arbeiten wollten, und wie seine erste Kunstschöpfung nur seyn sollte, Giuseppe als Ganymed zu malen; der Knabe zwang sich nur mit großer Mühe, heiter zu scheinen — die glühend rothe Rose erbleichte und erhielt im starren Todeskrampf des Herzens kaum den röthlichen Schimmer der weißen Rose auf ihren Blättern — mit matt sehnsüchtigen Augen blickte der Knabe nach dem Geliebten seiner Seele hinauf. Er fühlte, daß er krank, sehr krank werden werde, oder vielmehr schon sey, und wünschte mit zitternder Stimme

und bebender Hand dem ihm theuersten Menschen auf der Welt gute Nacht.

Es wurde am andern Morgen in Wien schnell bekannt, daß der Dieb der Mauthkasse glücklich eingebracht worden sey. Diese Nachricht drang mit zuerst in die bescheid'ne Wohnung des Maurermeisters Eckardt. Dort hauchte sie zwei treue weibliche Herzen mit dem Giftbrodem des Entsetzens an. Ach, es war nicht Mariane allein, die aufschreiend vor wüthendem Schmerz unter der Last des Unerträglichen zu erliegen glaubte; auch ihre Mutter, Frau Magdalena, fühlte ihr Herzblut erstarren von Eise des Ungeheuern, das sich über sie heran wälzte. Hatten sie beide auch schon arge und höchst schmerzliche Schläge erhalten, war ihnen ihr Leben auch wie ein trüber Schatten vorübergeschwebt, ohne Glanz und Farbe, seitdem der erste Verdacht auf Eichhorn gefallen war und sich stufenweise bestätigt hatte, so war der Unglückliche doch nicht gegenwärtig gewesen, und beide hatten immer die tröstliche Hoffnung gehegt, er möchte glücklich entkommen; aber — nun fiel der entsetzliche Schlag auf sie beide hernieder: der erbarmungswürdige ge-

liebte Verbrecher war in Ketten und Banden eingebracht, hatte das Verbrechen bereits gestanden und sollte nun vor das Gericht gestellt werden, um seine gewiß sehr schwere Strafe zu erdulden.

Frau Magdalena hatte zwar Anfangs versucht, ihr eigenes Gewissen durch ein sophistisches Räsonnement zu betäuben und Eichhorn gleich Andern zu verdammen; aber das reine, treue Herz der Tochter hielt ihr mit wenigen Worten, ohne ihr dabei einen unkindlichen Vorwurf zu machen, einen Spiegel vor die Seele, in welchem sie sich mit Schrecken erkannte und um so leichter erkannte, weil jene Sophistereien aus dem Bestreben, sich vor sich selbst zu verläugnen, hervorgegangen waren.

Jetzt konnte sie die laute Stimme ihrer Brust nicht mehr beschwichtigen; sie mußte sich gestehen, daß sie einen großen Theil der Schuld trage. Hätte sie, nach dem Willen ihres Mannes, dem Thüringer alle und jede Hoffnung auf Marianens Besitz abgeschnitten, so wäre das Verbrechen nicht geschehen. Aber wie viel Entschuldigungsgründe hatte die gute, schwache Frau wieder für sich! Hatte das liebende Herz der Tochter ihr nicht oft gestanden, nur ihn allein vermöge sie zu lieben, nur mit ihm allein

glücklich zu seyn? Und war der brave Eichhorn nicht in jeder Hinsicht dieser Liebe würdig gewesen? Hatte sie selbst ihm nicht stets ihre volle Achtung zollen müssen? War jemals ein unziemendes Wort über seine Lippen gekommen? hatte er sich je der mindesten tadelnswerthen That schuldig gemacht? Trug also nicht ihr harter, unbeugsamer Mann, der durchaus Geld verlangte, die Schuld, daß dieser treffliche Jüngling in Satans Stricke gefallen war? Die Augen der Mutter und Tochter waren schon lange wund geweint; ach, aber sie hatten noch immer Thränen! Die Kunde von Eichhorn's Einbringung hatte die salzigen Quellen des Schmerzes wieder geöffnet. Die Armen meinten, der schlimmste Schlag sey nun auf ihre trostlosen Häupter gefallen; es sollte gleich darauf noch ein ärgerer kommen.

Sie badeten sich eben noch in Thränen, als Meister Eckardt, von der Arbeit heimkehrend, in die Stube trat. Sein Blick flog' düster über Frau und Kind.

„Es scheint, ihr wißt schon, daß er herein ist und auf dem Criminal-Gericht in Ketten geschlossen sitzt?" sagte er mit bitt'rer Eintönigkeit.

„Wir wissen's," versetzte Frau Magdalena niedergeschlagen.

„Ein saub'rer Vogel der!" brach jetzt des Meisters Unmuth los. „Da hast du nun deinen lieben, sanften Eichhorn, deinen stillen Thüringer, deinen Schützling! Ein Dieb ist's, ein Galgenvogel! O ich möchte toll werden und rasend, daß du diesem Spitzbuben stets die Stange gehalten, diesem Schurken, den ich früh erkannt und nie leiden mochte; daß du zugeben konntest — — Na und die Dirne da hat mir mit dem Diebe geliebelt. Großer Gott, erhalte mir den Verstand! Es ist mir schon die gräßlichste Schande, daß der Diebstahl von einem meiner Gesellen geschehen ist, und nun vollends ist er der Geliebte meiner Tochter! Nein, ich ertrag' diese Schande nicht! Geht mir aus den Augen, ihr Otterngezücht! Und daß ihr's wißt, morgen wirst du, Mariane, mit Häkle getraut. Ich habe jetzt eben mit ihm gesprochen. Der brave Junge ist erbötig, durch schnelle Heirath einen Theil der auf uns lastenden Schande zu vertilgen. Er wird dann schon für seine Frau stehen und Niemand darf dir etwas nachreden. Also hört noch einmal, ihr nasses Weibsvolk, und macht mich durch euer

unverständiges Geheul nicht gar noch rasend: morgen ist Hochzeit. Ich gehe jetzt zum Pater Ambrosius, um die Trauung zu bestellen."

Damit ging er auf seine Kammer, um sich anzukleiden, und verließ gleich darauf im Feststaate das Haus.

Niedergeschmettert von der entsetzlichen Androhung, winselte das unglückliche Mädchen am Boden und rief alle Heiligen zum Beistand an, und zerraufte sich das schöne, blonde Haar, und zerkratzte sich das liebliche Gesichtchen. Und die arme Mutter stand dabei, und starrte mit hohlen Augen auf das unselige Kind, das in toller Raserei seinen Vater verfluchte.

„Heilige Mutter Gottes!" schrie endlich Mariane auf, „gewähre mir nur die einzige Gnade, daß ich ihn noch ein Mal sehe; dann will ich ja gern sterben. Nur noch ein Mal! Ja, Mutter, wandte sie sich dann zu der in trostloser Schmerzenserstarrung verharrenden Frau Magdalena, „sehen muß ich meinen Eichhorn noch ein Mal; dann mag mich mein grausamer Vater morgen zur Schlachtbank führen, dann will ich des mir so unausstehlichen Häkle Weib werden."

„Ach, Kind!“ jammerte Magdalena, „wie willst du das anfangen? Man wird dich doch nicht zu ihm lassen. Und wenn's dann dein Vater erführe, so wäre er noch toller als heute und vergriffe sich vielleicht gar an dir, und das wäre mir das Entsetzlichste.“

„Laß mich nur sorgen, lieb Mütterchen; ich will den Richtern so lange gute Worte geben, bis sie mich zu ihm lassen. Und die Thränen eines Mädchens vermögen gar viel über Männerherzen. Sie können ja auch mitgehen; was ich meinem lieben Thüringer zu sagen habe, können sie alle hören; sie wissen's ja doch, daß er sich meinetwegen an dem Gelde vergriffen hat. Und der Vater soll auch nichts von meinem Gange erfahren; wir halten ihn ja ganz geheim. Und erführ' er auch davon, was wäre dann weiter, wenn er mich schlüge, grausam schlüge? Um Eichhorn zu sehen, will ich die fürchterlichsten Schläge gern ertragen. Und wenn er mich gar todt schlüge, ach! dann wäre mir ja eben geholfen; etwas Glücklicheres könnte mir nicht begegnen.“

Die Mutter verhüllte ihr Gesicht und schluchzte tief auf.

„Bitte, bitte, liebes Mütterchen, laß mich gehen! Nicht wahr, ich darf?"

„Geh' hin, wenn's dir einen Schimmer von Ruhe und Zufriedenheit gewährt, Mariane," sagte Frau Magdalena. Und das Mädchen sprang auf, als wäre ihr etwas Freudiges geschehen, brachte das zerzauste Haar in Ordnung, wusch sich das blutige Gesicht und die verweinten Augen, warf ein Enveloppchen um, gab der Mutter einen flüchtigen Kuß und eilte raschen Schrittes von dannen. Sie sah und hörte nichts auf der Straße; alle ihre Sinne waren in dem einen Gedanken befangen: ihn, den heiß Geliebten, noch einmal zu sehen, zu sprechen; was dahinter lag, das kümmerte sie nicht, das war für sie Tod und Vernichtung; Alles, was nicht mit diesem Gedanken in Verbindung stand, ruhte unthätig in ihrer Seele.

Im Criminal-Gericht angelangt und vor den Gefangenwärter geführt, stürzte sie diesem vor die Füße und flehte mit rührender Bitte, sie zu dem Verbrecher zu führen. Der harte Mann wies sie aber mit der Erklärung ab: dazu müsse er unumgänglich nothwendig erst die Erlaubniß des Herrn Criminal-Assessors von Mosbach, welcher die Un-

tersuchung gegen den Dieb führe, schriftlich oder aus dessen eigenem Munde haben; dann habe er keine Verantwortlichkeit mehr davon. Mariane ließ sich die Wohnung des Assessors sagen und eilte auf den Flügeln der Hoffnung dahin, als sie vernommen hatte, derselbe sey ein junger, herzensguter Mann und habe auch eine Braut.

Als sie auf den Vorsaal trat, kam Giuseppe eben bleich und zitternd aus dem Zimmer des Herrn von Mosbach; der Vater des Assessors und Fräulein von Kittelsthal waren zugegen, und schon waren hinsichtlich Giuseppe's einige versteckte Äußerungen gefallen, die der harmlose und über Gemälde und Arbeiten seines Lieblings sich noch immer freuende Assessor überhört hatte oder nicht beachtete, die aber wie Gifttropfen in den offenen Blumenkelch des Knabenherzens gefallen waren. Er trat hinaus, um nicht im Zimmer umzufallen, und wollte nach seinem Kämmerchen; da lief ihm die unglückliche Mariane entgegen.

„Liebes, schönstes Herrlein," flehte sie, „verschaffen Sie mir doch ein gütiges Gehör bei dem Herrn Criminal-Assessor. Sehen Sie, es gilt ja mein Leben, daß ich den armen Burschen, der sich

in unseliger Verblendung an der Mauthkasse vergriffen hat, noch ein Mal sehe und spreche. Denn er ist mein Bräutigam und ich bin namenlos unglücklich, weil mich mein Vater morgen zur Heirath mit einem mir verhaßten Menschen zwingt. Drum beschwör' ich Sie bei der heiligen Maria und ihrem gebenedeiten Sohne, haben Sie doch Erbarmen und verschaffen Sie mir die Gnade von dem Herrn!"

„Du bist also die Braut des armen Maurergesellen Eichhorn?" fragte Giuseppe theilnehmend. „Armes Mädchen! und hast ihn wohl recht geliebt?"

„Ach, mehr als mein Leben! Er war mein Gedanke den ganzen Tag, von ihm träumte ich Nachts; er war der Inbegriff aller meiner Wünsche und Hoffnungen, und ohne ihn wird mir das Leben gewiß unerträglich seyn. Er war ja auch so brav und gut, so sanft und lieb und fleißig! Ach, der Teufel muß ihn verblendet haben!"

„Ich glaube es selbst."

„Nun bedenken Sie, daß er das Gold meinetwegen genommen, um mich bald heimführen zu können."

„Ach, ich weiß es," seufzte Giuseppe.

„Und ich läugne nicht, daß ich ihn noch eben

so heiß liebe. Und wenn ich ihn nicht noch ein Mal sehe, so muß ich in Verzweiflung sterben."

„Ich will mit dem Herrn sprechen," sagte Giuseppe und wandte sich nach der Zimmerthüre; aber, aufmerksam gemacht durch das laute Gespräch auf dem Vorsaale, war der Assessor bereits herausgetreten und hatte den größern Theil von Marianens Reden mit angehört. Jetzt erhob Giuseppe sein reines, volles Auge mit dem unbeschreiblich milden Ausdruck des Bittens, erhob seine kleinen Hände gefaltet flehend zu ihm empor; und Mariane, das liebenswürdige, verzweifelnde Mädchen, welches an des Knaben Mienen abnahm, daß dies der Assessor sey, warf sich ihm vor die Füße, umfaßte seine Knie und jammerte: „Nur noch ein Mal sehen und dann sterben! Nicht erst mich sterben lassen in Verzweiflung!" — „Bitte! bitte!" rief Giuseppe dazwischen.

„So schaffen Sie doch die Bürgerdirne fort!" sagte das Fräulein von Kittelsthal unmuthig, welche ebenfalls hinzugetreten war.

„Nicht ohne die Erlaubniß gehe ich von dannen!" rief Mariane und der Schmerz wälzte sie am Boden. „Dann will ich hier in Verzweiflung sterben," —

„Bitte!“ bitte!“ rief Giuseppe wieder und sah plötzlich ganz so aus, wie der bittende Engel auf Mosbach's Gemälde, welches ihm die Versöhnung mit seinem Vater zu Wege gebracht hatte.

„Du sollst ihn sehen, armes Kind!“ sagte der Assessor besiegt, mit Thränen im Auge, die er vor seiner vornehmen Braut zu verbergen suchte. „Ich will die Verantwortung dieses illegalen Schrittes auf mich nehmen.“

„Um Himmels Willen nicht!“ rief sein Vater „Das könnte eine böse Geschichte werden und du um die Criminalrathstelle kommen.“

„Ei, und da würde unsere Verbindung noch länger hinausgeschoben,“ warf das Fräulein von Kittelsthal ein.

„Aber bedenken Sie: dies unglückliche, holde Geschöpf, das herzige Mädchen wird verzweifeln!“ flehte der Assessor.

„Es scheint, Sie finden großes Wohlgefallen an der Dirne?“ fragte das Fräulein spöttisch.

„Es wird nichts daraus!“ polterte der Herr Oberlandrichter von Mosbach. „Fort, fort!“ donnerte er Mariane'n an.

„So werft mich hinaus vor die Thüre, daß ich auf der Straße sterbe!“ kreischte Mariane auf.

„Bitte! bitte! bitte!“ weinte Giuseppe und fiel vor dem Assessor auf die Knie nieder.

„Was winselt der alberne Bube?“ zürnte das Fräulein.

„Schweig’, Junge!“ gebot der Vater.

„Aber der Assessor war zum Schreibtisch gegangen und hatte einen Befehl an den Kerkermeister geschrieben, das Mädchen und seinen Knaben in das Gefängniß zu führen und so lange bei ihr zu bleiben, bis sie von dem verhafteten Maurergesellen Abschied genommen habe.

„Du sollst ihn sehen, liebes Mädchen!“ rief er jetzt Mariane’n noch einmal zu, winkte Giuseppe’n und gab ihm das Billet.

„Bist du rasend?“ rief der Vater.

„Sehr galant gegen mich!“ höhnte die stolze Braut und warf den schönen Kopf in den Nacken. Giuseppe hatte aber Mariane’n schon unter den Arm genommen und war mit ihr die Stiege hinabgeeilt. Zwischen Vater und Sohn wäre es fast wieder zu einem förmlichen Bruch gekommen, wenn nicht Fräulein von Kittelsthal noch zum Besten geredet

hätte. Ihr schien an der Erhaltung des Friedens und der baldigen Hochzeit sehr viel gelegen zu seyn; deshalb that sie ihrem Stolze alle Gewalt an und entschuldigte den Sohn sogar, um sich diesem recht liebenswürdig und angenehm zu machen, bei'm Vater. Der Sturm ging vorüber; der Sohn, zwar in der innersten Seele furchtbar empört, brachte doch Vieles auf Rückrechnung der Pflichten und Liebe des Kindes gegen die Aeltern; ein großer Theil gutmüthiger Schwäche, wie sie meist den Jüngern der Kunst eigen ist, that das Ihrige hinzu, und so glich sich der Streit scheinbar wieder aus.

Giuseppe und Mariane hatten flüchtigen Schritts den Kerker erreicht; das Papier öffnete ihnen sogleich die Thüren desselben. Der Gefangenwärter begleitete sie hinein. Aus einer düstern Ecke erhob sich, mit den Ketten klirrend, Eichhorn's abgemagerte, abgehärmte Gestalt. Mariane stürzte, gleich einer Wahnwitzigen, mit einem jämmerlichen Zetergeschrei an seine Brust. Dort lag sie bewegungslos. Der arme erschrockene Verbrecher weinte bitt're Thränen auf ihr bleiches Gesicht herab, und als der Kerkermeister, dem diese Stellung verdächtig vorzukommen anfing, sie in die Höhe richten wollte, sahen

die Übrigen mit Bestürzung, daß der Halbbruder des Todes sie in die Bande tiefer Ohnmacht und Bewußtlosigkeit geschlagen, und ihr mit kaltem Hauch Lippe und Wange lilienweiß geküßt habe. Ein Friedensengel hatte mit milder Hand plötzlich den Schleier vor ihre Sinnenwelt gezogen, und sie sanft und freundlich über die furchtbare Schmerzensklippe hinweggeführt, an welcher zweifelsohne ihr junges Herz sonst gescheitert seyn würde. Giuseppe stand neben ihr mit gefaltenen Händen und betrachtete weinend das stumme Schmerzensbild; Eichhorn aber schlug als ein Verzweifelter sich Brust und Haupt mit seinen schweren Ketten, und stieß arge Flüche und Verwünschungen gegen sich aus, sich selbst anklagend als den Mörder dieses Engels. Selbst im Gesichte des Kerkermeisters zeigte sich etwas wie Rührung; er holte den Wasserkrug des Gefangenen herbei, um ihre Stirn und Schläfe zu benetzen; aber Giuseppe wehrte es, sagend: „Wecke sie nicht zu diesem Jammerleben! Ihr ist ja so wohl!" Und wie über ihr betend, hob er die Hände und kniete neben ihr.

„Ich will sterben!" rasete Eichhorn. „Schlagt mir das Haupt ab! Flechtet mich auf das Rad! Hängt mich an den Galgen! Nur eilt euch, daß

ich dies verfluchte Leben los werde. Denn ich bin nicht nur ein Dieb; ich bin auch ein Mörder. Seht ihr nicht, daß sie todt ist, daß ich sie hingewürgt habe? O ich verworfenster aller Menschen!" So wüthete der Arme gegen sich selbst, während seine unglückliche Braut allmählig einzelne Athemzüge that und endlich die todtmatten Augen aufschlug. Nun rief sie mit leiser Stimme den Geliebten herbei, und er kniete in seiner Zerknirschung auf der andern Seite neben ihr; sie richtete sich mühsam zur Hälfte auf und stützte den Arm auf den Strohbündel, der ihr in der Ohnmacht zum Kopfkissen gedient hatte. Mit kindlich rührender Stimme — die Stimme hätte zu Thränen bringen können — klagte sie ihm nun ihr gebranntes Herzeleid, und er saß bei ihr und weinte Thränenströme auch wie ein unschuldiges Kind, dem Jemand ein wehes Leid zugefügt hat. Ach! das war ein so zärtliches Klagen, ein so unschuldig wehmüthiges Kosen, ein todtsüßes, lebenbitteres Auflösen in Schmerz und Wehmuth; und im Kerker der Verbrecher schwang der heilige Schmerz, das unveräußerliche Kleinod der reinsten, edelsten Herzen und ihnen allein gehörig, ein mächtiger Zaubertalisman, ein Wunderamulet, das alle

niedere Erdenwesen abhält von der geweihten Brust, auf oder vielmehr in der es schirmend ruht, dieser hohe Schmerz schwang seine Zauberkräfte über den Häuptern des Paares, unsichtbare Fahnen, die den in Fiebergluth flammenden Schläfen sanfte Himmelskühlung zuwehen und den brennenden Wunden des Herzens Kühlung und Balsam und Heilung. Wie kömmt dieser Schmerz in dies Haus? Weben die Engel, die Gott aussandte zur Tröstung und Heiligung der Frommen — und der hehre, heilige Schmerz ist ja ein solcher — weben sie sänftigend auch über dem Haupte des Schuldigen, des Verbrechers? —

Eichhorn wußte Mariane'n weiter nichts zu rathen, als sich ruhig in ihr Schicksal zu ergeben. „Du darfst doch nie die Gattin eines Gebrandmarkten werden, selbst wenn der Kaiser mir das Leben schenkte und mich nach zehn Jahren frei gäbe. Unterdessen bin ich doch vor Gram gestorben und die Blüthe deines Lebens ist auch dahin."

„Ach, Gott!" seufzte Giuseppe, „so sollte sie die Frau eines ihr widrigen Mannes werden? Dann wird sie ja schlimmer bestraft, als du, die sie doch nichts verbrochen hat; und du bist glücklich gegen sie zu preisen, und wenn du am Galgen stirbst."

„Wohl wahr!" versetzte der Geselle, „und es wäre uns beiden besser, wir stürben hier zur Stelle. Wie kann ich Gefangener ihr aber helfen? Wer aber bist denn du, Knabe, der du mit hereingekommen bist und mitsprichst, als gehörtest du zu ihr? Deine Stimme kommt mir bekannt vor; auch deine Gesichtszüge sind mir nicht fremd. Wie? bist du nicht der Dintenjunge, dem ich im Mauthhause einmal ein Nachtlager gab?"

„Ich bin's," sagte Giuseppe leise und bebend; denn er glaubte sich nun schon als den Verräther verrathen und befürchtete, mit einem Strom gerechter Vorwürfe überschüttet zu werden.

„Sieh doch!" sagte aber Eichhorn zu Mariane'n, „das ist ja der arme Dintenjunge, von dem ich dir so viel erzählte und den ich dir zuführen sollte. Es scheint, Savoyarde! daß es dir wohl geht; deine Kleider sind reich und kostbar, du bist größer und schöner geworden. Vielleicht steht es in deinen Kräften, diesem bedauernswerthen Mädchen, an dem du so viel Antheil nimmst, zu helfen. Ach, oft bedient sich ja Gott geringer Werkzeuge zu seinen großen Thaten! Ich bettete dir, als du hülflos warst; vergilt ihr, die meine Seele ist, was ich an

dir gethan, bette ihr wieder, da sie hülflos und verlassen ist. Sieh, meine Arme sind mit schweren Banden gefesselt. Willst du?"

„Ich will, bei der Jungfrau und ihrem Sohn!" sagte Giuseppe sehr ernst und fast schauerlich; denn er fühlte die Riesengröße seines Versprechens. „Ja, ich bin ein schwaches, geringes Werkzeug, aber der allmächtige Gott kann diese Seele durch mich retten; und wenn's sein Wille ist, werden seine Heiligen mir beistehen."

„Brav, junger Freund!" sagte Eichhorn, und aus Marianens Brust löste sich ein Seufzer der Beruhigung; es war ihr, als wären mit der Rede des Knaben die Engel in ihren Busen eingezogen und erweiterten ihn mit ihrem kühlenden Flügelschlage und trieben die bange Verzweiflungsnacht hinaus mit dem Leuchten ihres aus Himmelsklarheit gewobenen Gewandes.

„Nun komm'!" sagte Giuseppe zu Mariane'n; „nimm Abschied! Mir ahnet, ihr werdet euch bald wieder sehen."

Mariane lag noch einmal laut schluchzend an des Geliebten Brust. Dann schwankte sie an des Knaben Arm hinaus.

„Du sollst nicht die Frau des bösen Gesellen werden!" sagte Giuseppe tröstend. „Geh' jetzt heim und erkläre deinen Eltern, du seyst bereit, dich in den Willen des Vaters zu fügen. Mache aber in der Stille zusammen, was dir lieb ist. Wenn es diesen Abend auf dem Stephansthurme Neun schlägt, dann erwarte ich dich an dem Hauptthore der Stephanskirche. Ich werde dir zurufen: Erlösung! Dann antworte: Wiedersehen! Daran wollen wir uns erkennen. Zwar werde ich dir in einer andern Gestalt erscheinen; doch daran kümmere dich nicht. Noch diesen Abend sollst du in Sicherheit seyn, und mein kleines Geheimniß erfahren. Hüte dich aber wohl, daß du dich zu Hause verräthst."

In Marianens Brust ging ein solches Vertrauen zu den Worten des Knaben auf, daß sie ihn wie ihren Rettungsengel ansah und in ihrem frommen, beschränkten Sinne schon wähnte, sie werde den schönen Knaben diesen Abend wirklich als lichten Seraph an der Kirchthüre stehen sehen. Der heilige Ort der Zusammenkunft und die geheimnißvolle Rede des Knaben: er werde ihr in einer andern Gestalt erscheinen, deuteten ihr darauf hin. Das liebe Mädchen glaubte und vertraute, und wenn ihr auch

der Gedanke: der schöne Knabe sey wirklich ein himmlischer Engel, ein Bote Gottes, ihr zu Trost und Erlösung gesandt, nicht in voller Klarheit in die Seele trat, so webte er doch, wie dämmerndes Mondlicht, als süße, heilige Ahnung darin, und Glaube und Hoffnung, die aus ihrer Brust entflohenen Genien, kehrten zurück und umschlangen die Schwester Liebe, die in Schmerzenszuckungen die grause Trennung beweint hatte, wieder im neuen seligen Bunde.

Der Criminal-Assessor von Mosbach kam recht verstimmt aus dem Hotel zurück, wo sein Vater und seine Braut ihre Wohnung genommen hatten. Es waren wieder einige so unangenehme Berührungspunkte zu Tag gekommen, die das warme Herzblut des jungen Mannes zu Eis zu verwandeln gedroht; der Gedanke, der ihn schon sonst gequält und dessen laute und thatkräftige Äußerung einen Bruch mit seinem heftigen und aufbrausenden Vater herbeigeführt hatte, der Gedanke, daß das Fräulein von Kittelsthal ihn niemals zu beglücken im Stande seyn möchte, fiel ihn wiederum an wie ein mitternächtiges Gespenst. Ein neuer und wilder Kampf seiner Kindesliebe mit der

widerstrebenden Neigung seines Herzens begann in seiner Brust und bereitete ihm ein recht todtschmerzliches Herzweh. Sein Schönheitssinn sagte ihm: daß das Fräulein eine sehr wohlgebaute, schlanke Gestalt habe, geziert mit den edelsten Verhältnissen aller Formen, daß sie durch eine seltene Schönheit des Gesichts imponire, daß auf ihrer glänzend weißen, zart geformten Stirn Hoheit throne, ihr dunkles Auge Feuer sprühe; sein Verstand sagte ihm: daß seine Braut hohe Geistesgaben besitze, Witz, Beurtheilungskraft, Verstand, daß sie sehr gebildet und belesen sey. Und doch widerstrebte etwas mit Gewalt in ihm: es war sein Gefühl. Er mußte sich gestehen, daß ein gänzlicher Mangel an Gemüth, der zartesten, edelsten und himmlisch duftendsten Geistesblume der Frauen, ihn von ihr zurückscheuche.

Er trat in sein Zimmer; Giuseppe hüpfte ihm nicht, wie sonst, entgegen, ihm den Abendgruß zu bringen. Er schellte, und Schilling keuchte herein.

„Wo ist Seppchen?" fragte der Assessor besorgt. „Er ist doch nicht etwa krank geworden; er sah so bleich aus?"

„Ich weiß nicht," versetzte der Alte gleichgültig. „Er hat bis in die sinkende Nacht geschrieben; nach-

her hab' ich ihn in seinem Kämmerchen herumkrabbeln hören, als ich eben meine Nelken goß; dann aber hab' ich nichts wieder von ihm gehört, noch geseh'n."

„Du bist ein alter Neidhart!" fuhr der Assessor unmuthig heraus. „Du kannst mit meinem Vater wieder zurückreisen; ich will dich nicht länger." Und von bösen Ahnungen überwältigt, ergriff er ein Licht und eilte nach der Kammer. Giuseppe's Kleider lagen schön zusammengelegt auf dem Tische, oben darauf ein Brief mit des Assessors Namen. Das Dintenfäßchen und die alten Knabenkleider waren verschwunden.

„Großer Gott! was ist das?" rief Mosbach, zum Tod erschrocken, und streckte seine zitternde Hand nach dem Briefe aus. Aber das Licht entfiel ihm und verlöschte; und mit dem Angstruf: „Giuseppe! mein Giuseppe!" stürzte er, den Brief in der Hand, in sein Zimmer, so daß der alte, Gift und Galle speiende Schilling über die Todtenblässe des Herrn erschrack und zusammenfuhr.

Mosbach riß den Brief auf und seine brennenden, auf dem Papier umherirrenden Augen lasen mit Mühe Folgendes:

„Mein unaussprechlich theurer, unvergeßlicher Wohlthäter, innig und ewig geliebter Lehrer und väterlicher Freund!

Beschuldigen Sie mich nicht des Undankes, wenn Sie mich bei Durchlesung dieser Zeilen nicht mehr in Ihrer mir so freundlichen Nähe finden, ich beschwöre Sie! Sie würden Ihrem Knaben das größte Unrecht thun, dessen Herz in steter Dankbarkeit für Sie brennt, dessen ganzes Gefühl nichts als Dankbarkeit ist, der zu Gott die glühendsten Gebete schickt, ihm auf dieser Welt Gelegenheit zu geben, daß er dies Dankgefühl gegen Sie als That aussprechen könne. O könnten Sie mein blutendes Herz sehen, womit ich dies schreibe, könnten Sie sehen, wie der wüthendste Schmerz durch Herz und Kopf zuckt, Sie würden an meine Versicherung glauben! Ich habe furchtbar gerungen; ich habe mich wohl hundertmal gefragt: Muß es denn seyn? Mußt du denn wirklich gehen? Mußt du denn den Tempel deines Glücks fliehen, hinaus in die böse Fremde? Mußt du denn den geliebtesten Menschen, deinen einzigen Freund, deinen Wohlthäter meiden? O Himmel und all ihr Heiligen drin! muß es denn seyn? Ach ja, es muß! so lautete die Antwort

meines Verstandes, meines Herzens. Und wer zwingt dich, thörichter Knabe? werden Sie fragen. Die Pflicht! die Dankbarkeit gegen Sie! heilige Verbindlichkeiten! Ach, der Himmel hat mich gewürdigt, in meinen jungen Jahren schon schwere Verantwortlichkeit auf mich zu laden! Ich bin ohne meine Schuld in ein trübes Verhängniß verflochten; aber ich muß es lösen. Gott begehrt es von mir. Sein heiliger Wille geschehe! Fragen Sie nicht! Forschen Sie nicht, ich bitte Sie! Sobald die Zeit gekommen seyn wird, werde ich Ihnen diese Räthsel alle selbst lösen. Erst aber muß Fräulein von Kittelsthal ihre Gemahlin seyn. Dann sollen Sie mich auch wieder sehen. O wie freue ich mich auf diesen entzückungsvollen Augenblick! Möge der Himmel mir ihn bald bescheren! Mögen Sie bald recht sehr glücklich im Besitz Ihrer Braut werden und schöne Tage verleben! O wer verdiente es denn mehr, als Sie? Ihre Engelsgüte muß auf Erden schon belohnt werden. Wäre ich es doch im Stande! Ich könnte es wohl, aber die irdischen Verhältnisse leiden es nicht. Aber das darf Ihr Knabe Sie versichern, das darf Giuseppe Ihnen zuschwören, daß kein Herz Sie heiliger, reiner, inniger lieben und verehren

kann, als das meinige. Und so werde ich Sie lieben bis zum letzten Hauch meiner Seele. Halten Sie das nicht für die leichtsinnige Gefühlsaufwallung eines Kindes! Ich könnte Ihnen mehr sagen, ich könnte Sie sogar überzeugen; aber ich darf nicht. Es wäre ein Unglück für Sie und mich.

Noch ein Mal, nehmen Sie mein in Dankbarkeitsgefühl aufgelöstes Herz hin! Es bleibt bei Ihnen! Mein Sinnen und Denken, meine Erinnerungen und Zukunftsträume, Alles, Alles wird stets bei Ihnen seyn. Ich werde Sie früh und spät im Geiste umschweben. Nur Giuseppe's Körper wird nicht mehr bei Ihnen weilen, und nie wird der zu Ihnen zurückkehren. Alles, was Sie mir geschenkt, mußte ich Ihnen zurücklassen — so gebot meine strenge Pflicht — nur Ihr kleines Bild, welches Sie für Ihre Braut gemalt, habe ich mit mir genommen. Es ist sehr unrecht von mir; denn es gehört mir nicht. Aber ich konnte bei allen Heiligen nicht anders! Zweimal war ich schon auf dem Wege; es riß mich mit unsichtbaren Ketten zurück, bis ich das Bild zu mir gesteckt hatte. Es wird stets auf meiner Brust ruhen; ich werde ihm meine Freuden erzählen, meine Leiden klagen; ich werde es Tags

über vielmal küssen; ich werde nur einschlummern, das Bild in meiner Hand, um von Ihnen zu träumen, und wenn ich früh die Augen aufschlage, wird mein erster Blick auf die theuern, unvergeßlichen Züge meines geliebten Freundes fallen.

O leben Sie wohl! Das Wort wird mir schwer. Ich kann mich kaum losreißen. Meine Augen fließen wie Quellen und thauen Ströme auf das Papier herab. O Gott! die Prüfung ist zu schwer für mich! Ich fürchte zu erliegen. So schwer hatte ich es mir nicht gedacht. Leb' wohl, mein süßer Herzensfreund! Ich muß! Leb' wohl!

Giuseppe Veri!"

Der Assessor weinte laut und bedeckte den Brief mit Küssen. „Armer Junge," sagte er dann mit tiefer Stimme, schmerzlich bewegt, „was hat dich denn mit blutendem Herzen von mir gerissen? was hat dich denn hinausgestoßen? Ich ahne," setzte er dumpf hinzu; „aber wehe! wenn meine Ahnung eintrifft! — Schilling!" redete er den Alten jetzt im ernsten, befehlenden Tone an, „was ist mit Giuseppe vorgegangen?"

„Ich weiß es nicht!" versetzte der alte Diener mit zagender, stockender Stimme, deren Ton die

Widerlegung seiner Worte war, und zitterte an allen Gliedern dazu; denn daß es so kommen, daß der Junge heimlich durchgehen würde, das hatte sich der Alte nicht einfallen lassen.

„Wahrheit! reine Wahrheit!" donnerte der Assessor mit zornfunkelnden Augen und hielt die geballte Faust dem Diener drohend entgegen; „oder bei Gott, es wird nicht gut zwischen uns! Wahrheit, Schilling! oder dies Haus hat in dieser Nacht keine Schlafstätte mehr für dich. Ich weiß, es ist etwas zwischen meinem Vater, dem Fräulein von Kittelsthal und dem armen Giuseppe vorgefallen."

„Ach, Gott! ja doch. Was kann ich alter Mann denn dazu, daß das Fräulein den Jungen nicht leiden wollte?" wimmerte der Alte, der seinen jungen Herrn noch niemals in solchem Zorne gesehen hatte.

„Also nicht leiden wollte sie ihn?" höhnte Mosbach in entsetzlicher Aufregung. „Und was that ihm denn da das ehrenwerthe Fräulein?"

„O all ihr Heiligen! Das Fräulein und Ihr gnädiger Herr Vater werden mir spinnfeind werden, wenn ich Ihnen Alles sage, und Sie haben mir ja den Dienst auch schon aufgekündigt und wollen mich

nicht mehr, Alles um des verwünschten Jungen — — ach, Gott! ich wollte sagen, ich wollte sagen" — —

„Du hast gesagt, was du sagen wolltest, und ich weiß es wohl, daß du dem armen und heimathlosen Knaben aufsätzig warst und neidisch die kleinen Liebeszeichen, womit ich ihn erfreute, betrachtetest. Ha, und du bist nicht werth, ihm die Schuhriemen zu lösen, du böser, neidischer Mann! diesem reinen, von der Aetherflamme der Kunst durchglühten Wesen! Doch sprich weiter und entdecke nur Alles! Du siehst, der Knabe ist fort; aber ich werde ihn wieder finden. Und wenn ich dann erst die Wahrheit aus seinem Munde erführe, wäre es sehr schlimm für dich! Ich verspreche dir, daß weder mein Vater noch meine Braut das Mindeste von deiner Mittheilung erfahren sollen. Und im äußersten Falle werde ich dich wahrlich nicht Hungers sterben lassen."

„Nun das gnädige Fräulein behauptete steif und fest, mit dem Jungen und ihrer Affenliebe zu ihm müsse es eine ganz andere Bewandtniß haben; Sie würden wohl auf Ihrer ersten Reise nach Italien mit einer hübschen italienischen Dirne etwas zu weit in der Abhandlung des Textes von der Liebe des Nächsten gekommen seyn, und der Giuseppe sey

Ihnen als lebendiger Beweis zugeschickt worden, wie viel Ihre kräftige Erklärung gefruchtet."

„O ihr gemeinen Seelen!" unterbrach Mosbach des Dieners Geschwätz, „ihr erbärmlichen, aus Kothspiritus zusammengebrauten Geister, die ihr, vermöge eurer stinkenden Abstammung, in jedem schönen, edlen Verhältnisse nur immer euern eigenen Unflath herauszuriechen vermögt, herausschüffeln müßt, ja müßt; denn ihr seyd, wie die Schweine, nützliche Hausthiere, die aber mit ihrem Rüssel den Schmutz und Koth am liebsten durchwühlen und wenn sie die edelste Frucht im Garten finden, sie auch auffressen, wie den Koth! Ja, das ist der Fluch des Menschengeschlechts, daß Gemeinheit und Dummheit auf seinen Häuptern sich den Thron erbaut hat. Sie sind die Beherrscher der Welt. Sie hauchen jeden reinen Seelenspiegel so lange mit ihrem widrigen Athem an, bis er erblindet, oder sie schlagen mit frecher tölpischer Faust so lange darnach, bis er zerbricht und herabfällt in den königlichen Koth und zertreten wird von den dickwanstigen Vasallen der Dummheit, der Gemeinheit, die, wie Pfauen geschmückt, mit Elephantenfüßen einherschreiten und alles zerstampfen, was nicht so dumm,

so gemein ist wie sie. — — Doch weiter, alter Schlaukopf! denn du hast gewiß diesen großen Gedanken mit dem edlen Fräulein von Kittelsthal getheilt. Weiter! Ich bin nun auf Alles gefaßt und will dich nicht mehr unterbrechen."

„Ich habe weiter nicht viel zu berichten. Das gnädige Fräulein meinte, sie litte den Jungen nicht. Da sagte ihr gnädiger Herr Vater, er wolle ihn behalten und Oekonomie lernen lassen, weil er doch Ihr Kind und auf dem schönen Bilde als bittender Engel abgemalt sey; ja, drum soll er Oekonom werden."

Mosbach lachte wild auf und konnte sich kaum wieder fassen.

„Dabei haben die gnädigen Herrschaften sich einiger Ausdrücke erlaubt," fuhr Schilling fort, „die dem Jungen vor die Nase gefahren sind. Wozu war er denn auch so übelnehmisch? Eine Dienstperson muß sich schon von einem rauhen Winde anblasen lassen; und ein Diener war er doch so gut, wie ich. Aber er that, als wenn er Wunder was wäre, und so zimpferlich wie eine kranke Jungfer."

„Schweig'!" herrschte Mosbach „und laß mich keine deiner trivialen Bemerkungen wieder hören.

Geh' zu Bette!" Der Alte ging, heimlich murrend; und Mosbach brachte eine sehr unruhige Nacht zu. Der Kampf, ob er seinem Vater gehorchen und das Fräulein von Kittesthal heirathen oder sich von Beiden für immer lossagen sollte, tobte wieder furchtbar in ihm. Als aber der Tag sein beruhigendes mildes Auge aufthat, stillte sich auch der böse Kampf, und seine einzige Sorge war die Wiedererlangung Giuseppe's. Nicht ohne Grund vermuthete er, daß der Abbé dell Ammo Näheres über das Schicksal des Knaben wisse, und er machte sich deshalb auf, diesen in seiner Wohnung aufzusuchen. Aber zu seinem großen Verdrusse fand er den Abbé nicht zu Hause. Mit trüber menschenfeindlicher Laune trieb er sich herum; aber der Verdruß wurde zum Aerger, als er den Abbé gegen Mittag und zum dritten Mal gegen Abend nicht zu Hause fand. Er konnte seinen Mißmuth weder dem Vater noch der Braut verbergen. Obgleich Letztere Alles aufbot, ihren Verlobten an sich zu fesseln, und Herr von Mosbach, nachdem er des Knaben heimliche Flucht erfahren, im Bewußtseyn seines Fehls, andere und viel gelindere Saiten gegen den Sohn aufzog, so war doch das kaum wieder befestigte Band stark erschüt-

tert und erschlafft und drohte jeden Augenblick sich zu lösen; das Vertrauen war verwundet. Herr von Mosbach wie das Fräulein sahen bald ein, daß vor der Hand mit dem Hypochondristen nichts anzufangen sey; sie beschlossen also den Criminalrathstitel abzuwarten. Und der Assessor war froh, als er von ihrer Abreise hörte. Der Vater ermahnte den Sohn also zu Fleiß und Thätigkeit in der glücklich begonnenen Untersuchung in Sachen des Mauthkassen-Diebstahls, rieth ihm dringend und väterlich, die abgeschmackte Malerei, woraus ihm doch nie was Gutes erspriesßen könne, ganz an den Nagel zu hängen, sich den verlaufenen liederlichen Jungen aus dem Sinne zu schlagen, und lieber Karl's IV hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung, als seinem Stande und Geschäfte weit zuträglicher, zu studiren.

Der Assessor hörte die langweilige Predigt gähnend an, und war so wenig bei der Sache, daß er sich nicht einmal darüber ärgerte. Sein Geist war nur mit dem entflohenen Knaben beschäftigt. der durch seine lebhafte Phantasie ihm jetzt wie ein wirklicher Engel zulächelte. Er nahm einen flüchtigen und kühlen Abschied von der Braut,

versprach dem besorgten Vater alles Mögliche, um ihn nur los zu werden, und warf sich, als sie fort waren, an den Schreibtisch, um an den Abbé einen dringenden Brief zu schreiben, worin er denselben beschwor, sich sogleich zu ihm zu verfügen.

Schilling wurde mit dem Briefe abgeschickt. Aber der Abbé kam nicht. Es verstrichen mehre Tage, die zeither vernachlässigten Geschäfte hatten sich gehäuft, die Verhöre des Gesellen Eichhorn hatten begonnen und die Sache eine ganz sonderbare, unerwartete Wendung genommen. Der Assessor konnte nicht weiter als von seinem Aktentische in's Gericht und aus dem Gericht wieder an den Aktentisch; er mußte Tag und Nacht schier arbeiten und durfte an nichts weiter denken. Doch im Hintergrunde seiner Seele nagte der Gram um Giuseppe's Verlust wie ein giftiger Wurm; das Uebermaß der Arbeit und der Kummer zehrten ihn ab, und in stiller Verzweiflung sah er seine Tage wie einen trüben Bach hinschleichen.

Aber eines Tags übermannte ihn fast Verzweiflung. Er sprang auf, warf Akten und Feder von sich, kleidete sich rasch an, und eilte wie ein Besessener nach des Abbé Wohnung. Und als er

die Thüre derselben wieder verschlossen fand, rasete er zum Hauswirth und fragte mit Ungestüm nach dem stets abwesenden Weltgeistlichen. Da hörte er dann zu seinem Erstaunen, daß der Abbé schon seit einigen Tagen ausgezogen sey, wohin? wußte der Wirth nicht zu sagen. Jetzt stieg des Assessors Unmuth bis zur Tollheit; er rannte auf das Polizeibüreau, um den Mann ausfündig zu machen, den er in Verdacht hatte, ihm seinen Knaben entführt zu haben. Aber aller Anstrengung ungeachtet, vermochte er nichts auszuspüren. Noch verwickelter wurde die Geschichte Tags darauf. Meister Eckardt hatte die Anzeige gemacht, daß seine Tochter heimlich entwichen und noch nicht wieder in das Vaterhaus zurückgekehrt sey. Die Mutter derselben, Frau Magdalena, hatte bereits in ihrer gräßlichen Herzensangst gestanden, daß sie Mariane'n am Tage ihrer Entweichung erlaubt habe, nach dem Gefängnisse zum verhafteten Eichhorn zu gehen. Dort müsse ihre Flucht verabredet worden seyn; denn sie sey ziemlich beruhigt wieder in's Haus gekommen, habe sich still in ihrer Kammer umhergedrückt und sey Abends gegen neun Uhr verschwunden gewesen. Nun wurde der Kerkermeister verhört, der auch so-

fort den Besuch des Mädchens in Begleitung des Knaben des Assessors unter seiner Aufsicht einräumte, und sich mit dem schriftlichen Befehl des Assessors auswies. Auch gab er an: daß der Knabe und das Mädchen von irgend einem gemeinsamen Plane gesprochen hätten; was sie aber zusammen hätten ausführen wollen, sey nicht deutlich ausgesprochen worden. Da nun auch der Knabe fehlte, so war es klar, daß Beide zusammen geflohen seyen. Die Polizei sandte ihre Spione aus, auf Betrieb Meister Eckardt's wurden Steckbriefe ausgeschickt; aber Alles war vergebens.

Der dem Kerkermeister gegebene Befehl zog dem Assessor einen heftigen Verweis von Seiten seiner Behörde zu. Aber es blieb nicht bei'm Verweis allein; einige Tage darauf wurde ihm die Untersuchung der Eichhorn'schen Sache abgenommen und einem Criminal-Assessor übertragen, der zugleich mit dem Auftrage Titel und Amt eines Criminal-Rathes erhielt. In dem dem Assessor von Mosbach zugefertigten Rescripte hieß es: daß man immer mit Mißfallen bemerkt habe, wie er unnütze Allotria treibe und darüber seine Amtsgeschäfte vernachlässige. Durch die Entdeckung des Mauthkassendiebes habe

man zwar wieder Hoffnungen zu seiner Besserung geschöpft; doch seyen dieselben durch ein so unwillkührliches, unvorsichtiges und strafwürdiges Verfahren, wie das des an den Kerkermeister erlassenen Befehls, gänzlich zerstört worden.

Mosbach, furchtbar an seiner Ehre gekränkt, reichte mit den Akten zugleich ein Gesuch um seine Entlassung ein. Er erhielt dieselbe einige Tage darauf. Der Schlag traf ihn bei weitem nicht so hart, wie Giuseppe's Flucht, und wirkte weit eher ermuthigend, als betäubend auf ihn. Es war ihm als wenn eine ungeheure Bergeslast von seiner Brust weggewälzt worden und ihm nun freier zu athmen vergönnt sey.

„Schilling!" rief er triumphirend, „ich bin nicht mehr Criminal-Assessor; ich habe kein Amt mehr!" Und, sich nichts an die gräulichen Gesichter des Alten und seine bedenklichen Reden vom gnädigen Vater und der gnädigen Mutter und der gnädigen Braut kehrend, stäubte er seine Palette ab und reinigte die Pinsel, rieb Farben, setzte sie auf, spannte Leinwand auf und setzte sich zum Malen nieder.

„Nein, meinen Giuseppe muß ich erst wieder

finden!“ stürmte er plötzlich auf; „er verkauft gewiß wieder Dinte. Und sollt' ich das Land durchziehen bis zum Chamounythale, ich muß ihn haben! Eher will ich keinen Farbenkleks auf die Leinwand machen.“

Und damit eilte er zur Thür hinaus und der griesgrämliche Alte schüttelte den Kopf, sprechend: „Der wird bald verrückt, wenn er's noch nicht ist, und das Alles eines solchen abgeschmackten savoyardischen Dintenjungen wegen. Ich glaube in dem Jungen sitzt der Gott sey bei uns selbst; der hat's ihm ganz angethan.“ Dann ging der alte Witzkopf und wartete seine Nelken.

Aus Eichhorn's Verhören hatten sich ganz wunderliche Resultate ergeben, die nicht allein dem armen Assessor von Mosbach, sondern auch seinem Nachfolger und allen andern Criminal-Räthen und allen im Justizfache arbeitenden hohen Behörden bis zum Minister und endlich sogar bis zum Kaiser selbst, fast den Kopf verwirrten und so beschaffen waren, daß Niemand daraus klug werden konnte.

Der Geselle hatte zwar den Diebstahl an der Mauthkasse eingestanden und alle näheren Umstände

bereits angegeben; aber theils waren diese Umstände eben so sonderbarer und ungewöhnlicher Art, theils belief sich nach allen Ausweisen die von ihm gestohlene Summe durchaus nicht höher, als ohngefähr fünftausend Gulden, und doch waren in jener Nacht erweislich und unbezweifelt über hunderttausend Gulden aus der Kasse gestohlen worden. Die Kunst aller Inquirenten scheiterte an der offenen Treuherzigkeit, mit welcher der Maurergeselle seine große Schuld eingestand, mit der er aber eben so fest läugnete, mehr als das angegebene und bereits wieder ausgelieferte Geld genommen zu haben.

Seine Aussagen blieben in allen Verhören stets folgende:

Er habe eingesehen, daß er ohne Geld und Gut niemals seiner geliebten Mariane Ehemann werden könne und sich deshalb sehr abgehärmt; hernach aber habe er — da nirgend eine Aussicht für ihn sich eröffnet — die Sache Gott anheim gestellt, und sey darauf ruhiger geworden in seinem Gemüthe. Nun habe er auch Mariane'n zum Gebet und Gottesfurcht ermahnt und Beide hätten sich der süßen Hoffnung hingegeben: der Herr aller Welten werde ihnen sicherlich noch helfen. Da habe ihm

denn in einer Nacht, gerade zu der Zeit, als sie an dem Mauthhause gearbeitet, und — wenn er nicht irre — in einer jener Nächte, die er im Mauthhause selbst zugebracht, eine Stimme im Traum zugerufen: Er möge doch, so viel er zu seinem Glücke brauche, von der Mauthkasse nehmen; dies Geld sey ihm vom Himmel bestimmt, damit er Mariane'n heimführen könne; er möge nur getrost gehen, die Kasse sey schlecht verwahrt. Hierauf habe ihm diese Stimme, welche er für die Stimme eines Engels gehalten, genau den Weg beschrieben, den er zu machen habe, um leicht und sicher in das Local, wo die Kasse sey, zu kommen. Er solle nämlich von der wegen des Mauerwerks unverschlossenen äußeren Thüre den Gang hinaufgehen, da käme er an die verschlossene Thüre des Vorsaals; über derselben befinde sich ein breites Fenster, durch welches Licht auf den Vorsaal falle. Dieses Fenster sey aufgewirbelt und könne von außen sehr leicht geöffnet werden. Durch dieses Fenster solle er steigen und sich dann links an der Wand hinfühlen, so würde er an das verschlossene Kamin kommen. An der Thüre des Kamins sey aber der obere Kloben ledig; ziehe er diesen heraus, so könne

er die Thüre aus dem unteren Kloben herausheben und die Thüre so weit abbiegen, daß er durchschlüpfen und in den ungeheuren Ofen gelangen könne, welcher im Kassenlocale selbst stehe. Im Ofen selbst werde er zur Rechten ein Lied finden, welches zwar von außen durch einen einfachen Fallhaken verschlossen sey; dieser Haken sey aber durch einen Druck der inwendig befindlichen Feder, auf welcher er ruhe, auch von innen zu öffnen, und wenn er nakt sey, könne er mit wenig Unbequemlichkeit in die Stube schlüpfen. In Zimmer stehe zunächst dem Ofen ein hoher Schrank; die obere Klappe desselben sey mit dem kleinen doppelhakigen Dietrich, welcher sich an Meister Eckardt's Dietrichsbunde als Nummer 17 befinde, leicht zu öffnen. Gleich vornan in der Vertiefung lägen mehre Geldrollen; diese brauche er nur auszuräumen, so habe er genug für sein Glück. Auf dem Rückwege solle er Alles wieder vorsichtig verschließen.

Dies Alles behauptete der Maurergeselle im Traume gehört zu haben; noch mehr: diese Stimme habe sich öfter hören lassen, erst nur alle Woche ein Mal, aber zuletzt eine Nacht um die andere. Anfangs habe er Alles versucht, um sich die Sache

aus dem Sinne zu schlagen; nachher aber sey eine so furchtbare Unruhe über ihn gekommen, daß er auf jedem Tritt und Schritt die mahnende Stimme im Geiste habe klingen hören. Im Traume aber habe sie ihm die heftigsten Vorwürfe gemacht, daß er so feige und unentschlossen sey, und ihm zugeschworen, er werde sammt der lieben Mariane gänzlich verderben, wenn er das ihm bestimmte und jetzt in der Blüthe stehende Glück nicht benutze. Der Sprecher habe sich für einen Engel ausgegeben, und zuletzt sey ihm auch wirklich ein Engel mit Marianens Gestalt uud Zügen erschienen und habe ihm zum Diebstahl zugeredet, sagend: das Geld in der Mauthkasse sey dem Kaiser, und dieser lasse es ihm gern zur Begründung seines ehelichen Glückes. Er möge dasselbe in einigen Jahren zurückzahlen; Gott werde ihn segnen und sein Gut mehren. Nun habe er angefangen zu wanken, und es sey ihm immer wahrscheinlicher vorgekommen, daß der Engel recht habe; der Kaiser sey ja reich genug, und im Grunde werde doch auch Niemand bestohlen, er könne es zurückzahlen u. d. gl. Diese Gedanken hätten sich seiner Seele so ganz bemächtigt, daß er wachend und schlafend an nichts weiter gedacht,

von nichts weiter geträumt habe, als von dem Gelde. Inzwischen aber habe sich ihre Arbeit dem Ende stark genähert, fast sey die Mauer fertig gewesen. Noch ein Tag, und er hätte im Mauthhause nichts mehr zu schaffen gehabt. Da sey ihm in der Nacht vorher der Engel erschienen und habe ihm gesagt: jetzt sey die höchste Zeit. Er solle am Ende der neuen Mauer, gerade wo sie sich an das einstöckige Nebengebäude des Packhauses anlehnt, oben einige Steine zuhauen und einsetzen, aber nicht festmauern, damit er bequem durchkriechen könne; der Engel habe ihm nun ganz genau und in der Kunstsprache der Maurer angegeben, wie er dies zu machen habe. Er wolle ihm dann die Nacht angeben, wann das Geld zu holen sey. Aus der Ecke, wo er auf beschriebene Weise die Mauer schlösse, werde er inwendig unter dem Dach auf das zum Boden führende Treppenpotest gelangen; wenn er die Treppe herabgehe, so komme er vor die mit dem breiten Fenster versehene Thüre des Vorsaals.

Nun habe er bestimmt geglaubt, das Geld sey der Grundstein seines Glücks und er sey es sich und Mariane'n schuldig, dasselbe zu holen. Am andern Tage habe er also die Schlußsteine zugerichtet,

die andern Gesellen fortgeschickt und die Steine so geschickt eingesetzt, daß selbst in der Nähe kein Auge im Stande gewesen sey, zu unterscheiden, ob sie eingemauert seyen oder nicht. Das Loch habe wirklich auf das beschriebene Potest geführt. Von dem Forste des an das Hauptgebäude anstoßenden kleinen Packhauses habe man bequem in das Loch steigen können; auf das Dach des Packhauses sey aber auch nicht schwer gewesen zu kommen, vermittelst eines daran stehenden Pflaumenbaumes. Sein einziges Bedenken sey gewesen, wie er wohl durch das verschlossene Portal in den Hof gelangen möchte. Doch diese Sorge habe er seinem Engel überlassen und gedacht: sagt er dir das nicht, so unterläßt du den Gang; hat er dir so weit gerathen, mag er auch weiter zusehen.

Der Engel sey ihm nach zwei Wochen wirklich wieder erschienen, habe ihn gelobt, daß er Alles pünktlich besorgt, und befohlen, sich in der folgenden Nacht Punkt zwölf Uhr an dem Portal des Mauthhauses zu befinden. Ueber der aus dem Hofe im Pflaster befindlichen tiefen Wasserrinne sey eine kleine Klappe in der einen Flügelthüre. Diese Klappe sey sonst immer von innen mit einem

Riegel festgemacht, in der folgenden Nacht aber offen. Im Hofe solle er sich auskleiden und nur ein Tuch als Schurz umbinden, um das Geld hinein zu thun. Die Nacht werde ziemlich hell seyn, um Alles ausführen zu können. An dem Pflaumenbaume solle er auf das Packhaus steigen, über der Firste desselben bis an das Hauptgebäude gehen, die Steine hineindrücken und hinabsteigen. Alles werde gut gehen.

Den folgenden Tag sey er stets wie ein Berauschter umhergegangen, habe nichts essen und trinken können und sein Herz habe ihm immer geklopft wie ein Hammer. Als nun aber gar die Nacht herangekommen sey, habe es ihn wie mit Ketten zur Ausführung gezogen, und gegen seinen Willen habe er sich allmählig zum Gange fertig gemacht. Sein Gewissen habe ihm immer zugerufen, nicht zu gehen; aber eine andere weit heftigere Stimme habe ihm zum Gange gerathen, weil es Gottes Wille sey, daß er nur dadurch glücklich werden könne. Und nun seyen ihm alle die alten Dinge vom Reichthum und der Güte des Kaisers, vom Rückzahlen, gutem Anwenden des Geldes, von Marianens Liebe u. s. f. in den Sinn gekommen, und er habe endlich der

immer dringender zum Gange mahnenden Stimme nachgegeben und zu gehen beschlossen. Zuvor habe er sich aber durch Gebet zum schweren Gange zu stärken gesucht, dies sey ihm aber indeß nicht gelungen; all sein Sinnen und Denken sey auf das Geld gerichtet und sein Geist übrigens ganz zerstreut gewesen. So sey die zwölfte Stunde herangekommen; und, wie ein Espenlaub zitternd, habe er sich endlich auf den Weg gemacht. Die Zunge sey ihm wie in den Gaumen eingeleimt gewesen, vor seinen Augen habe es bunt geflirrt und die Beine hätten jeden Augenblick unter ihm zusammen zu brechen gedroht. In solch' halber Bewußtlosigkeit sey er am Thore des Mauthhauses angekommen, habe sich umgesehen und, als er Niemand auf der Straße bemerkt, habe er sich rasch auf den Bauch gelegt und mit dem Kopfe an die Klappe gestoßen. Sie sey sogleich gewichen, und er mit wenig Schwierigkeit durch die Rinne gekrochen. Jetzt sey aber auch die Angst wie von ihm gestrichen gewesen, und er habe in diesem seltsamen Umstande nur eine Bestätigung der Behauptung des Engels gefunden, daß der Diebstahl wirklich Gottes Wille sey. Mit Ruhe habe er sich entkleidet und genau nach der Vor-

schrift des Engels gehandelt. Er habe auch auf seinem Wege Alles so gefunden, wie ihm der Engel angegeben, und in der, wenn auch sternhellen, aber im Gebäude doch dunkleren Nacht keinen einzigen Fehlgriff zu thun gebraucht. Mit dem Dietrich, den er zu Hause vom Bunde gemacht, sey die Schrankthüre leicht auf- und zugegangen. Das Geld habe er in dem Tuche sich auf den Rücken gebunden, und sey ohne Fahr, nachdem er die Steine geschickt wieder eingesetzt, im Hofe angelangt; habe sich angekleidet, sey durch die Rinne hinausgeschlüpft und glücklich in seiner Kammer angelangt. Nun sey er fröhlichen Muths geworden, weil die festeste Überzeugung in ihm gelebt: es sey Alles mit Gottes Willen geschehen, um ihn und Mariane'n glücklich zu machen. Und mit solch leichtem Sinn habe er auch seine Reise angetreten und das Geld mitgenommen, um von Thüringen aus zu schreiben: sein Vetter in Erfurt habe ihm solches vorgestreckt.

Diese Aussagen waren unerhörte Dinge in den Ohren eines Criminalrichters. Aber wie man auch inquirirte, der Geselle blieb stets dabei, und es war unerklärlich, warum er, da er den Diebstahl eingeräumt, nicht auch hätte gestehen sollen, wie es

auf natürliche Weise sich damit verhielte. Er wollte ebenfalls durchaus nur jenen Schrank theilweise bestohlen haben, und es erwies sich, daß der ganze Schrank ausgeplündert und aus einer daneben stehenden Geldtruhe ebenfalls das Geld verschwunden war. Die Truhe war aber unmöglich mit dem Dietrich zu öffnen, dessen sich Eichhorn zur Öffnung des Schrankes bedient hatte und der auf dem Criminalgericht vorlag.

Das Gericht beschloß endlich, mit der Tortur gegen den Gesellen zu verfahren; aber Kaiser Joseph, welchen der höchst merkwürdige Criminalfall sehr zu interessiren begann, verwarf durch einen Cabinetsbefehl das grausame Mittel, indem er, seiner erhabenen Gemüthsart getreu, zu einem weit menschlichern und der Würde des Herrschers angemessenern schritt, nämlich mit dem Verbrecher selbst zu reden und zu versuchen, ob er nicht durch Milde den jungen Menschen zum Geständniß bringen könne.

Eines Morgens, noch im Grauen des Tages, wurde Eichhorn, seiner Ketten entledigt, mit starker Bedeckung nach der kaiserlichen Burg gebracht. Tags zuvor hatte sich der Kaiser alle Akten kommen und von einem Criminal-Rath daraus referiren lassen.

Bis zum Lever wurde der Gefangene in einem Cabinet bewacht; hernach von vier Gardeoffizieren vor den Kaiser geführt.

Joseph warf einen seiner scharfen Blicke auf den in scheuer Demuth und im Gefühle seiner großen Schuld das Auge zu Boden senkenden Verbrecher. Mit diesen Blicken durchdrang der genialste Sohn Habsburg's meist sogleich das Innere der vor ihm stehenden Menschen.

„Sieh mir in's Auge!" sagte er ernst zu dem Maurergesellen, und der Kaiser erstaunte über den sanften Ausdruck des Gesichts, über die frommen, thränengefüllten Augen, womit ihn der Schuldige bittend ansah.

Das war das Äußere einer reinen Seele! oder die ewig wahre Natur hätte diesmal gelogen gehabt. Der Kaiser betrachtete ihn lange ernst und streng; aber Eichhorn hielt die Blicke aus, und sah so mild und wehmüthig drein, daß Joseph's Auge, geschaffen, nur Güte und Segen auszustrahlen, unwillkührlich einen sanftern Ausdruck gewann.

„Du hast so abenteuerliche Dinge ausgesagt," begann der Kaiser, „daß man deine Albernheit bedauern muß, mit welcher du deinen Richtern zu-

muthen magst, solche freche und handgreifliche Lügen zu glauben. Hoffentlich wirst du dem Kaiser die Wahrheit nicht vorenthalten. Sag' also, wie verhält sich's mit deinem Diebstahl?"

„Und wenn Ew. Majestät mich auf der Stelle tödten ließen — und ich sterbe, bei Gott im Himmel, der mir meine schwere Sünde verzeihen mag! gar gern; denn für mich gibt's doch nun keine Freude auf der Erde mehr — wenn ich also in diesem Augenblick sterben muß, so kann ich nichts anders aussagen, als wie ich's gethan. Ich will's auf den Leib Christi beschwören; dann lasse mir Ew. Majestät den Kopf abschlagen."

„Aber es muß ja doch anders seyn. Dafür sprechen die Thatsachen, von denen du selbst unterrichtet bist."

„Dem Teufel, der mich verführt hat, ist ja wohl so etwas möglich, um aller Menschen Sinn zu verwirren," entgegnete der Geselle gelassen. „Und ich sehe ja nun wohl ein, daß der, welchen ich für einen Engel gehalten habe, der Fürst der Finsterniß selbst oder einer seiner listigen Diener gewesen ist. Der arge Versucher hat nur die Gestalt eines Engels angenommen, um mich desto ge-

schickter zu verderben. Weh mir! ich bin schwach gewesen, und es ist ihm gelungen, Meister über mich zu werden, indem er mir stets Marianens lockendes Bild vorhielt. Aber ich habe durch aufrichtige Reue und Buße mich den Schlingen wieder entrissen, in die ich gefallen war; ich kann wieder ruhig und ohne Gewissensangst zu meinem Schöpfer beten, und ist auch mein sündhafter Leib der irdischen Gerechtigkeit verfallen und muß ihr als Sühnopfer sterben, so lebt doch in mir der unumstößliche Glaube an Gottes allwaltende Gnade, die keinen reuigen, bußfertigen Sünder zurückweist, und sonach wird mein von allen Schlacken geläuterter Geist eingehen zu des Vaters ewigem Lichte. Ich sehne mich darnach; ich wünsche, daß es bald geschehen möge."

Der Bursche hatte dies mit so frommer Salbung gesprochen, er hatte die gefalteten Hände emporgehoben und stand da, wie ein geweihter, wahrhaftiger Priester des Herrn. Die Offiziere wischten sich verstohlen die Augen, der Kaiser sah in stiller Rührung sinnend zu Boden, und auch in den Gesichtern der beiden anwesenden Hofräthe zeigte sich — wahrscheinlich dem Kaiser zu Gefallen — eine Spur von menschlicher Rührung.

So konnte kein hartnäckiger Bösewicht sprechen, so fromm und treuherzig nicht dabei aussehen. Überdies stimmten die Nachrichten, welche von Eichhorn's früherem Leben vorlagen, mit diesen Worten und diesem Gesichte überein, und es war endlich durchaus gar kein Grund denkbar, warum er — da die Hauptsache eingestanden war — Nebenumstände hätte verheimlichen sollen. Und doch war der freigeistige Kaiser unzufrieden über die Engelsrolle, die der Teufel durchaus in dem Stücke gespielt haben sollte; wie er sich aber auch wandt' und drehte, die Geschichte war nicht natürlich zu erklären.

„Ich gebe dir im Beiseyn dieser Zeugen mein kaiserliches Wort," sprach Joseph heftig, „daß du frei und ungehindert, und ohne jegliche Strafe sollst von dannen ziehen können, ich will dir sogar noch ein gutes Reisegeld geben, wenn du jetzt gleich die Wahrheit gestehst. Außerdem muß ich dich dem Criminal-Gericht wieder übergeben und es wird mit der peinlichen Frage gegen dich verfahren."

„Ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe zeitlich und ewiglich und mir beistehen möge mit seiner Gnade in meinem letzten Stündlein,

das bald herankomme!“ sprach der Geselle herzlich mit auf das Herz gelegter Hand; „und wenn sie mich mit glühenden Zangen zwicken und mir die Glieder ausreißen, ich kann nicht anders.“

Der Kaiser stand in großer Unruhe auf und schritt einige Male im Zimmer auf und ab, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken. Endlich ging er zu den Akten, blätterte darin, las und fragte plötzlich, wie nebenbei: „Wie kam es doch, daß du alles Geld mit nach Thüringen nahmst, bis auf die einzige Rolle, welche du in deinem Koffer, in ein Hemd gewickelt, verbargst?“

„Davon kann ich Ewr. Majestät wiederum keine Antwort geben, so gern ich auch möchte. Meines Wissens und Willens habe ich alle Rollen aus dem Koffer in mein Felleisen gepackt, und wie eine in das Hemd gekommen seyn mag, ist mir ganz unerklärlich. Ich muß es durchaus im Schlafe gethan haben. Ich habe nämlich die üble Gewohnheit an mir, des Nachts je zuweilen aufzustehen und irgend ein Geschäft zu verrichten, wovon ich nachher am Tage auch nicht das Mindeste weiß. Dies geschieht vorzüglich beim Zunehmen des Mondes. Auch spreche ich dann, und bei Meistern in der Fremde,

wo ich mit andern Gesellen zusammenschlafen mußte, haben sie sich oft einen schlechten Scherz mit mir erlaubt, mich an der großen Fußzehe angefaßt und mich Alles ausgefragt, was ich Tags über gedacht und gethan. Ich aber wußte nie etwas davon, wenn ich erwachte, und nur zuweilen hat mir der Eine oder der Andere gutmüthig gesteckt, was mit mir vorgegangen war. Und so verhält sich's sicherlich auch mit der Geldrolle."

Über des Kaisers Gesicht war es wie ein heller Blitz gefahren. „Kannst du dich nicht entsinnen, in welcher Nacht dich der Teufel zuerst versucht hat?"

„Ich glaube für gewiß, es war in der Nacht, wo ich im Mauthhause schlief, während mein Mitgeselle im Hofe auf und ab wandelte; ich hatte aus Mitleid einen Dintenjungen heimlich mit hereingenommen und in ein Faß gesteckt. Der Junge sah so schön aus, wie ein Engel, aber ich glaube sicherlich, es ist ein Teufel gewesen, der mir die bösen Gedanken zugeflüstert hat; denn mir fällt eben ein, daß der mir in Engelsgestalt später im Traume erschienene Teufel sehr viel Ähnlichkeit mit diesem Dintenjungen hatte."

„Und hast du denn diesen Dintenjungen später nicht wieder gesehen?“

„Ei freilich! Es war ja derselbe, der mir am ersten Tage meiner Gefangenschaft hier meine liebe Braut in's Gefängniß zuführte und dem ich sie zur Rettung anempfahl, damit sie meinen Mitgesellen nicht zu heirathen brauchte. Das Mädchen, hör' ich, ist seitdem verschwunden und keine Spur von ihr aufzufinden gewesen; also ist der Junge wohl ein höllischer Geist gewesen, der sie von dannen geführt hat.“

„Und woher kam der Dintenjunge in's Gefängniß? Was wollte er bei dir?“

„Das Alles weiß ich nicht. Von Freude und Schmerz wild bewegt, wie ich damals bei Marianens Anblick war, habe ich nach dem Jungen nichts gefragt und auch nichts wieder von ihm gehört.“

Der Kaiser entließ den Gefangenen, und noch am selben Tage wurden Nachforschungen nach dem plötzlich wichtig gewordenen Dintenjungen angestellt. Der Kerkermeister wurde abermals vernommen; es ergab sich, daß der Knabe dem damaligen Assessor von Mosbach angehört habe. Nun wurde der Ex-Assessor vor dasselbe Gericht gefordert, dessen Bei-

sitzer und Mitglied er erst gewesen war, aber mit ihm auch der alte Schilling.

Das Criminal-Gericht verlangte zu wissen, welche Bewandtniß es mit diesem Jungen gehabt, woher er gekommen, aus welchem Grunde er sich bei'm Assessor aufgehalten, wohin er sich entfernt u. s. w. Mosbach antwortete ruhig und klar, obgleich im Herzen empört, daß sein lieber Junge auch in diese abscheuliche Geschichte vermengt werden sollte. Die reine Wahrheit, welche Mosbach erzählte, klang aber seinen nicht an poetischen Eruptionen leidenden ehemaligen Herren Collegen so abenteuerlich und fabelhaft, daß sie alle zusammen ungläubig die Köpfe schüttelten. Mosbach wurde entlassen; Schilling trat, an allen Gliedern zitternd, vor das Gericht. Seine Aussagen: daß der Junge jedenfalls ein Sohn des Herrn Assessors sey und der Letztere sich wegen desselben mit Vater und Braut überworfen, der kleine Schlingel aber darüber trotzig in seiner Dintenuniform mit dem Fäßchen wieder in die Welt gelaufen sey, fand weit mehr Glauben, und Mosbach wurde sofort zum Eide genöthigt, daß er nicht wisse, wo der Knabe sich jetzt aufhalte. Nichtsdestoweniger wurde er mit argwöhnischen Augen betrachtet.

Durch alle diese Schritte war man indessen nicht weiter gekommen. Zwar wurde auch Häkle vernommen, ob er in jener Nacht nichts von dem Jungen bemerkt; dieser behauptete aber: fern im Hofe gewandelt, dann müde geworden und, auf einem Balken sitzend, eingeschlafen zu seyn. Nur früh habe er gesehn, wie Eichhorn einen kleinen Jungen mit einem Fäßchen auf dem Rücken zur Thüre geführt habe. Dies stimmte mit seinen frühern Aussagen überein. Hierauf gab der Kaiser den geheim zu haltenden Befehl, alle savoyardischen und nicht savoyardischen Dintenjungen in den östreichischen Staaten anzuhalten und nach Wien zu bringen. Der Herr von Mosbach mußte das Bild ausliefern, worauf Giuseppe gemalt war, der Assessor des Knaben Handschrift. Vom Abbé hatte der Assessor geschwiegen, weil er nun nicht wünschte, den Knaben ausfindig zu machen.

Inzwischen wurden auch Häkle und die übrigen Maurergesellen Eckardt's von geheimen Polizeidienern umlagert und beobachtet; aber es zeigte sich lange nichts, was zu irgend einer Vermuthung hätte Veranlassung geben können.

Der junge Mosbach war mit seinem Vater über das Quittiren seines Dienstes so gänzlich zerfallen, daß ihm dieser nicht einmal den Tod seiner Mutter, der Frau von Mosbach, meldete. Der Dienstlose sah sich also genöthigt, so sauer es ihm auch wurde, aus finanziellen Gründen um eine andere Stelle zu ambiren. Seine zahlreichen Freunde riethen ihm, die diplomatische Laufbahn einzuschlagen; und ob er sie gleich für eben so schlimm hielt, als die criminalistische, so bedachte er sich doch nicht lange, dem wohlgemeinten Rathe einiger angesehenen, einflußreichen Freunde zu folgen. Dieser Rath aber bestand darin, sich um eine Bedienstung im Secretariat des vor Kurzem erst nach Wien gekommenen spanischen Gesandten zu bewerben. Man machte ihm aus mehren Gründen Hoffnung dazu, einmal, weil die Gesandten gern Leute nähmen, die früher in kaiserlichen Diensten gestanden und aus irgend einer Unzufriedenheit dieselben verlassen hätten, sodann, weil er ein junger wohlgebildeter, angenehmer Mann sey, der sich in Gesellschaften wohl zu haben, den Frauen zu schmeicheln verstehe, und vor Allem, weil er nicht allein von Kunst zu reden wisse, sondern dieselbe sogar praktisch ausübe. Dies

Alles seyen Vorzüge in den Augen der schönen geistreichen Frau des Gesandten, die selbst ein Bischen male und Verse mache, daß ihm unmöglich die Stelle entgehen könne, wenn er sich der sehr liebenswürdigen Frau Gräfin nur empfehlen und in seinem vortheilhaften Lichte zeigen wolle. Endlich versprach man ihm von allen Seiten Fürsprache bei'm spanischen Gesandten. Mosbach entschloß sich also, sein Glück zu versuchen.

Nachdem er sich dem Gesandten hatte vorschlagen lassen, fuhr er in dessen Hotel, um ihm die Aufwartung zu machen. Der Gesandte war voll spanischen Stolzes und versicherte, schon lange einen Deutschen für sein Büreau gewünscht zu haben. Herr von Mosbach möchte einige Arbeiten, deren Thema er ihm zuschicken werde, nebst dem confirmirten Stammbaum seiner Familie einreichen, und versuchen, ob es ihm gelingen werde, die Frau Gräfin angenehm zu unterhalten.

„Melde Herrn von Mosbach bei meiner Frau!“ rief er einem Diener zu und verbeugte sich. Mosbach trat auf den großen, reich ausgeschmückten Vorsaal zurück, welcher die Zimmer des Gesandten von

denen seiner Frau trennte, und wollte hier warten, bis er gerufen werde.

In demselben Augenblicke ging auf der entgegengesetzten Seite eine Thür auf, und ein schlankes Frauenbild, einfach aber höchst geschmackvoll gekleidet, trat mit höchst anmuthigem Anstande aus dem Zimmer. Ihr starkes dunkelbraunes Haar war in breiten Zöpfen um das kleine Haupt gelegt; ein dunkles sprechendes Auge blitzte unter schwarzen starken Brauen hervor; eine frische Rosengluth war über das niedliche Gesichtchen gehaucht; Gang, Bewegung und Gestalt schienen einer Grazie abgeborgt.

Mosbach verbeugte sich tief. Da fiel ihm eine rasche Bewegung des Mädchens, das er nur flüchtig angeblickt hatte, auf; er sah, dadurch veranlaßt, schärfer hin, sein Auge traf in das ihrige und — sie war durch eine andere Thüre verschwunden. Aber Mosbach hätte in demselben Augenblick laut aufschreien mögen, und stand starr und steif mit vorgedrängtem Haupte, als wär' er zu Stein geworden. Er hatte ja in Giuseppe's Auge gesehen, er hatte Giuseppe's Züge erkannt; oder seine eigenen Augen waren arge gegen ihn verschworne Lügner. Aus seiner wunderlichen Stellung rüttelte ihn der Kammer-

diener der Gräfin, um ihn zu derselben zu führen. Kaum vermochte der erschrockene junge Mann so viel Fassung zu gewinnen, um sich zu sammeln. Und doch trat er zerstreut vor die hohe herrliche Gestalt der Gräfin. Ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihm, und als er erst den Faden der Unterhaltung gefunden hatte, verließ ihn die Ueberraschung, und er bewegte sich mit freier Anmuth so in den Gränzen des Zimmers, wie des Gesprächs. Die Gräfin lächelte oft angenehm und sprang mit feiner Leichtigkeit von einem Gegenstande der Unterhaltung zum andern; und bald waren sie bei der Kunst überhaupt und der Malerei insbesondere. Die Gräfin fällte Urtheile und that Aeußerungen, die in Mosbach's Seele wiederklangen und von einem hohen Verständniß zeugten. Je seltener er nun eine Seele fand, mit welcher die lichten Räume des Ewigen in der irdischen Befangenheit, Entzücken jubelnd, zu durchkreisen ihm vergönnt war, um desto begeisterter wurde er, wenn er eine solche fand, um so kühner schwang sich auch jetzt der Fittig seines Geistes empor, den der herrlichen kunstverständigen Spanierin mit sich fortreißend im gewaltigen Fluge. Sein Auge sprühte hohe Gluth, seine Gestalt hob

sich, seine Züge gewannen den edelsten Ausdruck und von seinen Lippen flossen hohe, heilige Worte. Er stand da, wie ein Fürst in seinem Reiche, wie der Apoll von Belvedere; und mit freudigem Erstaunen betrachtete die schöne Gräfin den jungen Mann, hörte mit Staunen seine Rede.

„Ich dilettire auch etwas," sagte die Gräfin; „doch schäme ich mich fast, es Ihnen zu zeigen. Richten sie nicht zu streng!" Damit führte sie ihn in ein anderes Zimmer, wo viele Gemälde hingen und standen; auch waren auf einigen Staffeleien zum Theil noch unausgeführte Bilder aufgestellt, Malergeräthschaften lagen auf den Tischen umher.

Mosbach fühlte sich hier wie von einem ihm befreundeten Geiste angeweht, es war ihm so heimisch, als habe er selbst schon lange in diesem Zimmer an der Staffelei gearbeitet. Die Gräfin deutete auf ein fast vollendetes Bild, eine heilige Cäcilie. Aber kaum hatte Mosbach den prüfenden Blick darauf geheftet, als er von der frühern Ueberraschung wieder befallen wurde und, ohne an sich zu denken, laut ausrief: „Das hat mein Giuseppe gemalt!"

Die Gräfin sah ihn höchst verwundert an und schien mit den Augen zu fragen, was das heißen

solle. Er aber kümmerte sich nicht darum, sondern rief weiter: „O ich erkenne ihn aus jedem Zuge! Er hat sich sehr vervollkommnet. Wie kühn er geworden ist in Behandlung des Fleisches! Was ist das für ein Leben, für eine Fülle! Wie tritt das allerliebste Bildchen hervor, und doch ist es fast ohne Schatten gearbeitet. Doch die Verkürzung ist falsch. Das Genie achtet solcher Fehler nicht und mein Giuseppe ist ein Genie."

„Aber, mein Gott! von wem reden Sie denn?" fragte die Gräfin, ihn mit besorgten Blicken betrachtend.

„Von meinem lieben kleinen Knaben, der mein Schüler war und durchaus dies Bild gemalt haben muß und auch dies und dies!" setzte er, sich umschauend, hinzu. „Aber wo ist er, daß ich ihn an mein Herz drücke? Ich habe mich lange innig nach ihm gesehnt, und mich recht abgehärmt, seit er fort ist. Himmel, habe ich ihn denn nicht vorhin draußen auf dem Vorsaale gesehen! Aber er steckte in Mädchenkleidern. Nein, doch nicht! Die Dame war viel größer, als mein Seppchen; aber seine Schwester war's gewiß. Wo ist denn mein armer Knabe, gnädige Frau Gräfin?"

„Sie sind mir plötzlich ein Räthsel geworden, und alle Ihre Worte sind Räthsel, mein Herr!" versetzte die Gräfin pikirt. „Ich weiß nichts von einem Knaben, und diese Bilder sind von der Hand einer Dame gemalt, welche mehr Diskretion von Ihnen wünschen durfte."

„So hätte ich mich doch geirrt!" sagte Mosbach traurig und beschämt. „Verzeihen Sie einem Unglücklichen, der plötzlich von der herrlichsten Hoffnung des entzückenvollsten Wiedersehens überrascht wurde! Es war ein süßer Traum, mit offnen Augen geträumt." Er verbeugte sich und ging. Eine bitt're Wehmuth hatte sein Herz mit allen Thränenschauern der hoffnungslosen Einsamkeit erfüllt; ja er fühlte jetzt erst mit einem jammervollen Schrecken, daß er ganz allein in der weiten Stadt, in der weiten Welt stehe, und daß Giuseppe das Herz gewesen, das einzige, welches im Stande gewesen wäre, ihm diese Welt zu füllen, zu beleben, voll zu zaubern mit den glühenden Gebilden der Kunst und Poesie. Ach, und dieses Herz sollte für ihn verloren seyn!? — Er ging still weinend über die Glacis, und gedachte mit heißer unaussprechlicher Sehnsucht seines verlorenen Giuseppe.

Als er nun seine Augen gleichgültig über die ihn umfluthende Menschenmenge hingleiten ließ, war es ihm plötzlich, als gewahre er ein ihm sehr bekanntes Gesicht, nämlich das des Abbé. Er fuhr empor, drängte durch die Menge; aber der ersehnte Mann war nicht mehr zu finden. Den ganzen Tag lief er umher, um sich Ruhe zu erjagen.

Die aufgegebenen Arbeiten nebst dem schöngemalten Stammbaume waren eingeschickt; am andern Tage schon erhielt Mosbach das Diplom als Secretär der spanischen Gesandtschaft mit dem Befehl, seine Functionen so bald, als möglich, anzutreten. Er fuhr sogleich zum Gesandten, ihm seinen Dank abzustatten; die Hoffnung zitterte leise durch seine Seele, das Mädchen wieder zu sehen, welches mit seinem verlornen Giuseppe so große Aehnlichkeit hatte. Aber der Gesandte war kalt, stolz und förmlich, und die Gräfin, seine Frau, nicht zu Hause, wenigstens für ihn nicht. Er sah keinen andern Menschen, als den Kammerdiener des Grafen, und mußte seine Sehnsucht nach Hause tragen.

Das Büreau der Gesandtschaft war nicht im Hotel des Gesandten; Mosbach hatte wenig Hoffnung dorthin zu kommen. Um seine Sehnsucht zu

bezähmen, warf er sich in seine neuen Geschäfte. Aber im Grunde gab es nicht viel zu thun, und er fühlte bald Langeweile. Aus dieser zog ihn eine eben so unerwartete als schmeichelhafte Einladung zur Gräfin. Er stellte sich zur bestimmten Stunde ein, und wurde nebst andern Gästen, die mit ihm zu gleicher Zeit eintrafen, vom Haushofmeister der Gräfin im Vorzimmer derselben empfangen. Und wieder war's dem neuen Gesandtschafts-Secretär, als habe ihn die Fee Morgane mit ihrem Zauberstabe berührt, als er in dem Haushofmeister den Abbé dell'Ammo erkannte. Zwar trug der alte Mann jetzt reiche Gallakleider und das sonst schlicht herabhängende Haar in einem schmucken Haarbeutel, zu beiden Seiten toppirt und gepudert, hatte ein feisteres Gesicht und größere Gewandtheit, als sonst; aber nichts desto weniger war es der Abbé. Auch machte der Mann gar keinen Versuch, sich zu verläugnen, sondern sagte vielmehr freundlich: „Ei, Herr von Mosbach! ich freue mich unendlich, Sie hier zu sehen,“ und schob dann den ihn verblüfft anglotzenden Secretär mit vielen Complimenten in den Salon. Wien's vornehme Welt war da versammelt; Alles athmete Pracht. Die

Festspenderin empfing den Secretär mit herablassender Freundlichkeit, und einige Hof- und Kammerherrn stritten sich nachher heftig darüber, ob sie ihm die Hand zum Kusse zwei oder drei Minuten länger gelassen habe, als den andern Herrn; ja der Dreiminutliche war verwegen genug, zu behaupten: er habe einen leisen Druck bemerkt, womit die Gräfin den schönen Secretär beglückt habe. Mosbach stand fern von diesem langweiligen Streite langweiliger Menschen und war in Gedanken vertieft. Um Alles lieber hätte er jetzt bei dem Abbé oder Haushofmeister gestanden, als hier in dem glänzenden Zirkel. Aber was half dem Armen seine verzweifelte Ungeduld! Er lag auf der Folter und mußte ruhig in seinen Qualen ausharren.

Man setzte sich zur Tafel; Mosbach fand seinen Platz der Wirthin des Hauses gegenüber. Jetzt mußte er alle Geisteskräfte aufbieten, um sich keine Blöße zu geben. Doch wie er sich auch anstrengte, heiter und unbefangen zu scheinen, die Gräfin sagte doch zum Exordium der Unterhaltung: „Sie sind heute sehr pensiv, Herr von Mosbach! Haben Sie vielleicht auch schon die wunderliche Geschichte von dem kleinen Dintenjungen gehört? O Sie sind

gewiß näher davon unterrichtet; denn Sie haben ja viel in dem Processe des Mauthkassendiebes gearbeitet. Wie verhält sich's eigentlich mit dem gestern Abend hier eingebrachten Dintenjungen?"

Dem Secretär war das Wort im Munde erstorben. Schier wäre ihm Hören und Sehen vergangen; und wieder ohne alle Rücksicht auf seine steife Umgebung, die lauernd ihn fixirte, rief er angstvoll kläglich: „Mein Seppchen, mein liebes Dintenseppchen haben sie eingebracht? O Gott, das ist entsetzlich!" —

Verwundert sahen alle bebrillten und unbebrillten Augen auf ihn; eine allgemeine Stille lag auf der Versammlung.

„Ich kann nicht wissen, Herr von Mosbach," brach endlich die Gesandtin das peinliche Schweigen, „ob der eingebrachte Dintenjunge Sie näher angeht und wie viel Rechte des Genannten mit dem ihm von Ihnen zuertheilten Prädikat „mein" verbunden sind; mich interessirte die Geschichte nur im Allgemeinen, und gewiß auch meine verehrten Gäste. Deshalb ersparen wir Ihnen gern die Erzählung aller Einzelnheiten, die am Ende doch nur für Sie von einigem Interesse seyn können."

Verwirrt schlug Mosbach die Augen auf den Teller; sein Gesicht glühte, aber auch der Stuhl unter ihm. Er kam sich vor wie der heilige Laurentius auf dem Roste, und glaubte umkommen zu müssen in namenloser Pein.

„Ich weiß gar nichts von dem eingebrachten Dintenjungen," stammelte er endlich. Aber die Gesandtin unterhielt sich schon mit ihrem Nachbar; es schien als habe ihn Niemand gehört. Die übrige Zeit der Tafel war er stumm, wie ein Fisch, und oft so geistesabwesend, daß er Brot für Fleisch ansah, den Teller und sich voll Sauce goß, ein ganzes Salzfaß ausleerte u. d. gl. mehr. Die Damen kicherten, die Herren spöttelten über ihn; er aber sah mit fremden Augen drein, und wenn man sich ihm in's Gesicht lustig über seine Zerstreutheit machte.

Die Tafel war kaum aufgehoben, als sich Mosbach hinausdrückte, um den Haushofmeister aufzusuchen. Aber zum unaussprechlichsten Verdrusse des Suchers war der Mann schon nicht mehr zugegen und nirgend im Hause aufzutreiben. Ein über den wie toll umherrennenden Mosbach höchlichst verwunderter Diener sagte ihm mit kurzem Bescheid: der Haushofmeister sey nebst der Bonne mit Erlaubniß

der Frau Gräfin schnell weggefahren, wohin? könne Niemand weiter wissen, als die Herrin selbst; die möge er nur so ungestüm fragen. Mosbach lehnte an der Hausflur mit dem schweren, heißen Kopfe an einem Pfeiler und vergoß Thränen des bittersten Unmuthes. Plötzlich fiel ihm der Gräfin Rede von dem eingebrachten Dintenjungen wieder ein. „Mein Seppchen, dich muß ich umarmen!“ rief er, nahm Hut und Degen, lief nach einem Miethwagen und ließ sich im schnellsten Trabe nach dem Criminal-Gefängniß fahren. Der Kastellan des Hauses, welchen er aufforderte, ihn schnell zu dem eingebrachten Dintenjungen zu bringen, sagte träge: es seyen eben schon zwei Menschen auf höhern Befehl mit dem Kerkermeister drinnen bei ihm; er müsse sich geduldigen, bis diese heraus wären. Übrigens habe man durch diesen vorgeblichen Knaben auch weiter nichts erfahren; denn es sey der rechte gar nicht, den der Kaiser suchen lasse, und überhaupt gar kein Knabe, sondern ein als Dintenjunge verkleidetes Mädchen und zwar die entlaufene Tochter des Maurermeisters Eckardt, Namens Mariane. Sie sey heute schon verhört worden; aber über die natürlichen Verhältnisse des Diebstahls habe man doch

wieder nichts herausgebracht. Das werde auch wohl ewig ein Geheimniß bleiben, sintemal der Teufel in höchsteigener Person die Hand mit im Spiele gehabt zu haben scheine, um eine arme, fromme Ketzerseele in den Flammenabgrund hinab zu zerren.

Mosbach's Actien sanken eben so schnell wieder, wie sie gestiegen waren. Er hätte es kaum der Mühe werth gehalten, zu warten, wenn ihm nicht beigefallen wäre, daß Mariane und Giuseppe in einer Nacht geflohen waren und, nach Eichhorn's und des Kerkermeisters Aussage, sich zur gemeinschaftlichen Flucht verabredet haben sollten. So blieb doch noch ein Hoffnungsschimmer, zu erfahren, wohin Giuseppe gekommen sey.

Die beiden Fremden blieben sehr lange im Gefängniß; es wurde unterdessen Nacht, und Mosbach starb fast vor Ungeduld. Der Kastellan erzählte unterdessen lang und breit, daß die Mariane auf der savoyardischen Grenze angehalten worden sey, sich sehr gewehrt und dadurch immer verdächtiger gemacht habe, so daß Jedermann steif und fest geglaubt habe, es sey der rechte Dintenjunge. Nun ärgerten sich die Herren ꝛc. Mosbach hörte nur mit halben Ohren.

Endlich hörte man die Kerkerthüre aufgehen; der Gefangenwärter leuchtete den Heraustretenden vor. Es war ein Herr und eine verschleierte Dame. Mosbach trat ihnen entgegen, um sogleich in Marianens Gefangenstube zu eilen; aber er erkannte den Abbé dell' Ammo, und blieb verwundert stehen.

„Sie hier, Herr von Mosbach?“ fragte jener. „Was wollen Sie denn bei dem armen Mädchen da drinnen?“

„Was Sie wahrscheinlich auch darin gesucht haben: Nachrichten von meinem Giuseppe. Das Mädchen entfloh mit dem geliebten Knaben. Und ich sterbe vor Gram, wenn ich nicht bald etwas von ihm erfahre.“

„So kommen Sie mit mir, Herr von Mosbach!“ versetzte der Abbé. „Ich habe Nachrichten über Giuseppe Veri erhalten und will Ihnen gern Alles mittheilen, was ich weiß. Nehmen Sie gefälligst in unserm Wagen Platz und fahren Sie mit uns wieder zurück zur Gräfin.“

„O Himmel, nur schnell! Was wissen Sie von meinem Jungen?“ rief Mosbach ungeduldig.

„Alles im Wagen!“ versetzte der Abbé gelassen und bedächtig, und Mosbach's Herz hätte zerspringen mögen.

Sie saßen im Wagen, Mosbach neben der stummen Dame; und der Abbé begann: „Vor allen Dingen sagen Sie mir, Herr von Mosbach, werden Sie bald Hochzeit machen? Denn Giuseppe hat die Marotte, von der er durchaus nicht abzubringen ist, sich Ihnen nicht eher wieder zu zeigen, als bis Sie verheirathet sind.“

„Ich Hochzeit! mit wem?“ rief Mosbach.

„Nun mit Ihrer verlobten Braut, dem Fräulein von Kittelsthal.“

„O Gott! dann werde ich meinen Giuseppe nie mehr zu sehen bekommen. Ich denke nicht an's Heirathen, und am wenigsten an eine Heirath mit Fräulein von Kittelsthal. Nein, theurer Freund, das ist Alles aus! Und vor ein Paar Tagen meldete mir mein alter Schilling mit dem Tode meiner Mutter zugleich: daß man in Brünn für ausgemacht halte, in einem halben Jahre werde mein Vater das Fräulein selbst heimführen. Ich gönne sie ihm, und ihren Kindern auch das väterliche Vermögen. Mein Herz hängt an keinem Mädchen, sondern ist wie durch einen Zauber an Giuseppe gebannt, um dessen Verlust ich mich todt härme.“

„Steht es so?“ sagte der Abbé. „Ei, dann

wird sich Giuseppe Ihnen gewiß weit eher zeigen. Hätt' ich das nur eher gewußt!"

„Ei, ich habe Sie ja zehn Mal in Ihrem Logis gesucht, habe geschrieben, geschickt. Warum kamen Sie denn nicht ein Mal wieder zu mir?"

„Es thut mir sehr leid," versetzte der Abbé; „ich war aber eben in Geschäften meiner jetzigen Herrin, die meine ehemalige Schülerin ist, verreist, und bin erst vor noch nicht langer Zeit zurückgekehrt, um den guten Posten eines Haushofmeisters bei ihr anzutreten."

So eben hielt der Wagen am Hofe des Gesandten. Mosbach sah die Dame verwundert an; es hatte ihm mehrmals geschienen, als schluchze sie heimlich. Es war ihm ganz seltsam zu Muthe. Gern hätte er noch Einiges mit dem Abbé gesprochen; aber dieser stieg eilig aus, hob die Dame aus dem Wagen und führte sie, sich um Mosbach gar nicht mehr bekümmernd, die Treppe hinauf.

Der arme Secretär stand da wie verrathen und verkauft. Mit sich selber uneins, trat er wieder in den erleuchteten Salon. Die Gräfin tanzte eben mit dem russischen Gesandten. Da sah Mosbach, wie sie von einem Diener abgerufen wurde und

sich bei ihrem Tänzer entschuldigte. Eine lange Weile hatte er trübsinnig in den Lichtglanz gestarrt; da fühlte er sich am Ärmel gezupft und sah denselben Diener, der die Gräfin abgeholt, vor sich stehen. Die Gräfin ließ ihn ersuchen, dem Menschen sogleich in ihr Closet zu folgen; dies war eine Treppe höher. Und in banger Beklemmung fragte sich Mosbach: was die Gräfin wohl so Heimliches mit ihm zu reden habe? Es wurde ihm ganz warm dabei um's Herz. Die Thüre öffnete sich; er trat hinein. Außer der Gräfin waren noch der Abbé und die Dame zugegen, welche vorhin mit im Wagen gefahren war.

„Herr von Mosbach!" sagte die Gräfin schalkhaft, „Sie wünschten vor einiger Zeit die Bekanntschaft einer Dame zu machen, die in meinem Hause lebt und die Bilder malt, die Sie für so ausgezeichnet und trefflich erklärten. Ich habe die Ehre, sie Ihnen hier in der Dame Antonia Veri vorzustellen." Damit führte sie ihm die Dame zu. Mosbuch sah derselben in's Gesicht, fuhr bestürzt zurück und sagte heftig: „Um aller Heiligen willen! bin ich bezaubert? Das ist Giuseppe's Schwester. Nein, nein! er muß es selbst seyn!"

„Er ist es selbst," sagte der Abbé freundlich,

„aber Giuseppe war ein Mädchen. Sie steht vor Ihnen, sich für alle von Ihnen empfangene Wohlthaten zu bedanken.“

Mosbach sah erschrocken vor sich hin; kaum wagte er das Auge auf der Fülle von Reizen haften zu lassen, die in herrlicher Entfaltung ihm entgegenleuchteten.

„Mein theurer Lehrer und Freund!“ stammelte Antonia=Giuseppe.

„Ja es ist seine liebe Stimme!“ jubelte der Secretär auf und wollte sie umarmen; aber er hielt plötzlich inne und stand wie versteinert. Ein eiskaltes Gefühl schnitt ihm durch das Herz. Es war ja nicht mehr sein Giuseppe, und etwas Fremdes drängte sich zwischen ihn und diese Dame. „Sie sind groß und schön geworden,“ stammelte er verlegen.

„O nicht dieser kalte Ton!“ bat Antonia; „sonst wollte ich, daß ich in den Knabenkleidern stecken geblieben wäre. Alles bin ich ja doch durch Sie; darum, ich bitte, das vertrauliche Du!“

„Lieben Sie Antonien weniger, als Giuseppe?“ fragte die Gräfin.

„Weg mit der Scheidewand! In ihre Arme!“ rief der Abbé.

Und wonnetrunken, von den Wellen seliger Gefühle hoch überrauscht, sank er an des erröthenden

Mädchens Brust, und sein Kuß brannte auf ihren Wangen.

Am andern Morgen hatten der Gesandtschaftssecretär von Mosbach, die Bonne und der Haushofmeister der spanischen Gesandtin — Antonia Veri und Abbé dell' Ammo — Audienz bei'm Kaiser. Der freundliche Monarch wunderte sich nicht wenig, daß er in der herrlich blühenden Jungfrau den in allen österreichischen Staaten polizeilich gesuchten Dintenjungen vor sich haben sollte. Mosbach erzählte den einfachen Hergang der Sache: wie Antonia, von seinem Vater und seiner Braut schwer gekränkt, sich dem Abbé anvertraut, und dieser sie in das Haus der Gemahlin des neuen spanischen Gesandten, welche einst seine Schülerin gewesen sey, gebracht, wo er nachher selbst Anstellung gefunden. Der Maurerstochter habe Antonia dadurch fortgeholfen, daß sie derselben die Knabenkleider angezogen, die sie selbst als Dintenjunge getragen, ihr die Recepte zur Dinte, nebst Fäßchen und Gemäß vermacht und sie mit Geld unterstützt, um sie zu ihrer Mutter in's Chamounythal zu schicken. Nun habe Antonia erfahren, wie viel an Habhaftmachung des Dintenjungen gelegen sey, welcher eine Nacht in einem Fasse, ohn-

fern dem Bette zweier Maurergesellen, im Mauthhause geschlafen, und sie verfehle deshalb nicht, sich kaiserlicher Majestät pflichtschuldigst zu Füßen zu werfen.

Der Kaiser versetzte mit großer Artigkeit, daß er sie nur um einen Punkt befragen wolle, nämlich: ob sie in Bezug auf den einen jener Maurergesellen in jener Nacht nichts bemerkt habe. Antonia erzählte einfach, was sie dem Abbé schon früher mitgetheilt. Der Abbé bekannte den anonymen Brief geschrieben zu haben, und zum Erstaunen des Kaisers entdeckte er in Antonia die alleinige Quelle der richtigen Untersuchung. Antonia wiederholte, so viel ihr möglich war, jedes Wort, welches sie von den Reden der beiden Maurergesellen behalten hatte, und der Kaiser ersah aus den Akten, daß die lauten Ermahnungen des einen Gesellen zum Diebstahl ganz mit den Einflüsterungen des vermeinten Teufels zusammentrafen, der von Eichhorn im Traume gehört und endlich auch in Engelsgestalt gesehen worden war.

Der Kaiser entließ die schöne Antonia gnädig. Eine Stunde darauf saß der Maurergeselle Häkle im Criminalgefängnisse. Auf Befehl des Kaisers wurde gar kein Verhör mit ihm vorgenommen; vielmehr wurde er gegen Mitternacht ganz unvor-

bereitet und leise in Eichhorn's Gefängniß geführt. Der Kaiser war mit zwei Räthen schon zugegen. Eichhorn lag auf seinem Bette und schlief fest. Der Kaiser befahl Häkle'n, den Schlafenden bei der großen Zehe des rechten Fußes zu fassen und ihm dann in's Ohr zu sagen, was er ihm vorsagen werde. Da erblaßte der Mensch und stürzte zu des Kaisers Füßen nieder, um Gnade flehend. „Ich bin verrathen," winselte er; „ich will Alles gestehen."

Nichtsdestoweniger mußte er auf des Monarchen Befehl dem Schlafenden in's Ohr sagen, der Kaiser werde ihn den folgenden Tag begnadigen und er frei aus seinem Gefängnisse wandeln.

Hierauf wurde Häkle abgeführt, und in der Nacht die Verhöre noch mit ihm vorgenommen.

Er bekannte, daß in demselben Augenblick, wo ihnen der Meister von seinem Eide in Betreff des Mauthhauses erzählt und sie zur Gewissenhaftigkeit ermahnt habe, der Gedanke in ihm erwacht sey, die Kasse zu bestehlen. Dieser Gedanke habe ihn mit gieriger Wuth verfolgt, und so habe er es denn vom ersten Tage des Baues darauf angelegt, sich mit dem Local ganz vertraut zu machen. Es sey ihm sogar gelungen, sich bei einigen der Mauthbe-

amten selbst einzuschmeicheln; er habe dienstfertig zugegriffen, ihnen Gefälligkeiten aller Art gethan, und so habe er auch die Schlüssel zu der Kasse zu Gesicht bekommen. Die Beamten hätten ihm dann mehrmals ein Glas Branntwein gereicht, und er öfter Gelegenheit gefunden, die Schlüssel zu sehen. Er verbinde aber mit einem scharfen Auge eine geschickte Hand und habe die Schlüssel zu Hause glücklich nachgemacht.

Um nun aber jeglichen Verdacht von sich abzuwenden, sey er darauf gefallen, einen Andern zum Diebstahl an der Kasse zu verleiten. Und diesen Gedanken habe ihm eigentlich Eichhorn's Sonderbarkeit, in der Nacht zu reden und auf alle Fragen zu antworten — was ihm früh nachher wie Traum erschienen sey — eingegeben. Er habe Eichhorn überdies sehr gehaßt, einmal weil er ein sittsamer, ordentlicher, fleißiger und wissenschaftlich gebildeter Geselle gewesen, sodann aber und vorzüglich, weil die schöne Mariane, die er mit heftiger Leidenschaft geliebt, jenen ihm vorgezogen und ein Liebesbündniß mit dem Unausstehlichen eingegangen sey.

Die Sache sey auch geglückt. Nachts sey er immer auf Eichhorn's Kammer geschlichen, sobald

er gemerkt, daß derselbe schlafe, und habe ihm die Anmahnung zum Diebstahl zugeflüstert; an der großen Unruhe des Gesellen sey aber deutlich zu erkennen gewesen, daß der Same aufgegangen sey. In der Nacht des Diebstahls sey er Eichhorn auf dem Fuße gefolgt. Die Klappe über der Wasserrinne habe er Abends vorher, als er sich eine Ursache bei den dort arbeitenden Schreinern gemacht, selbst aufgeriegelt, so wie früher schon bei guter Gelegenheit den obersten Kloben in der Kaminthüre locker gemacht, und das Fenster über der Vorsaalthüre aufgewirbelt. Er habe Eichhorn hinein- und herausteigen sehen. Sobald derselbe fort gewesen, habe er selbst die ihm bekannte Wand'rung angetreten und nun erst den Hauptdiebstahl vollbracht. Die eine Rolle habe er selbst in Eichhorn's Koffer gelegt, sobald der Verdacht auf diesen gefallen sey, um ihn gleich zu verderben und Mariane'n schnell für sich zu gewinnen. Das übrige Geld liege im Garten des Meisters unter einem Aepfelbaume vergraben.

Am andern Morgen wurde Eichhorn vor den im Criminalgerichte gegenwärtigen Kaiser geführt und befragt, ob ihm der böse Engel auch diese Nacht erschienen sey. Er bejahte es hastig, und

als man nach den Aeußerungen desselben fragte, gab er Wort für Wort die vom Kaiser vorgeschriebene Rede an.

„Diesmal ist er kein Geist der Lüge gewesen,“ sagte Joseph mit gewohnter Milde. „Du bist frei, mein Sohn! Wir haben den eigentlichen Verbrecher. Laß dich aber nie wieder von Geistern zu einer bösen That beschwatzen, sondern halte in jeglicher Versuchung fest an Gott und seinem heiligen Worte.“

Gerührt stürzte der Geselle zu des Kaisers Füßen, sie mit Thränen und Küssen des reinsten Dankes bedeckend. Der Kaiser winkte; der Geselle wurde hinausgeführt. Da stand Mariane in den Knabenkleidern des Dintenjungen. Er erkannte sie nicht gleich; doch als sie ihm um den Hals fiel, wußte er, von wem diese glühenden Küsse kamen. Sie war so eben auch frei gelassen worden. Der Kerkermeister erzählte ihnen umständlich, wer eigentlich um die Aufdeckung der Wahrheit das Verdienst habe, und Eichhorn und Mariane eilten nach dem Hotel des spanischen Gesandten und warfen sich der glücklichen Antonia zu Füßen. Die Gräfin war zugegen und sagte: „Wünscht ihr Glück; auch sie ist Braut. Und da ihr armen Menschen doch nicht

hier bleiben könnt und dürft nach dem, was vorgefallen ist, so könnt ihr mit eurer Retterin nach Rom ziehen. Ihr künftiger Gatte ist bei der dortigen spanischen Gesandtschaft angestellt. Es wird sich ja dort auch Brod für euch finden. Ich komme bald nach. Für euren einstweiligen Unterhalt will ich sorgen."

Antonia ergriff die Hand der freundlichen Gebieterin; das himmlisch getröstete Paar stammelte Wonnedank. Da trat Mosbach herein nnd küßte, von Antonia's Arm umschlungen, der Gräfin die Hand. Der Blick der edlen Frau ruhte schwelgend auf den vier Glücklichen.

Mosbach trat bald seinen Posten an; Eichhorn folgte. Die jungen Frauen, die beide einst als Dintenjungen in denselben Kleidern figurirt, waren sehr glücklich. Kleider, Fäßchen und Gemäß wurden heilig in Antonia's Prachtzimmer aufbewahrt. Die Gesandtin kam bald nach; ihr Gemahl wurde in Rom angestellt. Mosbach und seine Antonia konnten sich ganz der Kunst widmen; das war Seligkeit für sie. Eichhorn wurde ein sehr geschickter und bald berühmter Baumeister.

Die Blutsverwandten.

Nachtstück.

Das liebe Osterfest war recht spät gefallen, und mit dem Herrn aller Welten, wie im heiligen Einklang, der holde Frühling als Beherrscher der Erde aus seinem Grabe erstiegen; schon äugelten die Knospen freundlich aus ihrer Hülle hervor, als sehnten sie sich, das junge Laub mit dem jugendlichen Sonnenstrahle zu vermählen und in grüner Waldnacht das heimliche Fest zu feiern; schon verjüngte sich die Wiese zum prächtigen Rasenteppich, ein weicher schwellender Plan für den erharrten lustwandelnden König, und Baum und Strauch, Halm und Quelle begannen ihm die Jubelhymnen zu jauchzen als ein würdiges Volkslied.

Im Bergstädtchen Wallau war auch Alles wieder recht munter geworden, und vor den netten Häusern standen die geschmückten Bürgersfrauen und die funkelnden Mädchen und nickten sich freundliche Grüße zu. Nachmittags zogen die Bewohner in bunten Reihen, im besten Feststaate, sich des heiteren Sonnenscheins erfreuend, am grünen Ufer

des Flusses hinauf durch das helle Thal zum Waldhaus, einem beliebten Lustort der Wallauer. Vor der Anhöhe, auf der das geräumige Gasthaus lag, öffnete sich das Thal und gewährte dem Blicke eine entzückende Aussicht auf die weit ausgedehnten Wiesen und Fluren, aus denen sich die rothen Dächer der Dörfer erhoben. Rechts sah man knapp am Berge das Städtchen liegen, links schweifte das Auge in die blaue Fläche des weiten Landes, am Horizonte von einer mäßigen Gebirgskette bekränzt. — Arme und Reiche waren auf dem Waldhause versammelt; denn keiner konnte sich die süße Lust versagen, den dritten Osterfeiertag in der jungen Natur froh zu verleben. Für die Vornehmen hatte der Wirth eigene Zimmer und einen besonderen Tanzsaal. Hier hatte man sich schon gruppirt, und bei den Erfrischungen entspann sich an jedem Tische ein geselliges Gespräch. An einem aber war es vorzüglich voll, und Jünglinge, Männer und wohl auch mancher Graukopf saßen und standen zusammengedrängt und horchten den Erzählungen, die ein junger Wildfang ihnen von seinen lustigen Streichen machte. Er saß in der Mitte breit am Tische; um seinen schön geschnittenen Mund spielte

ein Zug leisen Spottes; sein umherglühendes Auge warf oft schelmische Blicke unter die ihn umstehende Menge; von der hohen, starkgewölbten Stirne fielen dichtgelockte glänzendschwarze Haare in den Nacken herab; aus seiner bräunlichen Gesichtsfarbe trat ein frischer Lebensmuth und eine ungewöhnliche Kühnheit entgegen, und sein gedrängter Bau verrieth die jene Kühnheit unterstützende Kraft. Seine fließenden Worte waren schneidend betont, sein Gesicht bei'm Sprechen lebhaft bewegt. Oft erschallte ein lautes Gelächter; dann und wann schüttelte ihm wohl ein Zuhörer traulich die Hand, ein and'rer jauchzte ihm Beifall, und bei fortgesetzter Rede hingen Aller Augen erwartungsvoll-neugierig an dem Munde des Sprechers. Dazwischen wurden die Flaschen nicht vergessen und die Hörer vertauschten mit ihnen Leere und Fülle. „Ja wahrlich!“ rief der Erzähler, „ich dank's dem Himmel, daß ich endlich einmal aus diesem Schwitzbade heraus bin! Es ist und bleibt ein schlechtes Leben, als Schulfuchs sich die Hosen auf den staubigen Bänken von Prima entzwei zu rutschen. Man hat nicht für einen Heller Freiheit und über jeden Schritt meistern Einen die kühlen, altklugen Herren Schulmo-

narchen. Aber sie werden doch noch lange an mich denken! Manchmal hab' ich ihnen dit Hölle heiß gemacht; denn in ihren ellenlangen philosophischen Gesichtern spiegelte sich jedesmal die gräulichste Verlegenheit, wenn sie's mit mir zu thun hatten. Nun bin ich durch, und als Student hoffe ich mit gutem Erfolge noch manche ergötzliche Fahrt zu machen." Und zur Bekräftigung der letzten Worte stürzte er ein volles Glas hinunter.

„Gib uns noch was zum Besten, Franke!" bestürmten ihn einige junge Gesellen und andere stimmten mit ihren Bitten ein, so daß, durch solche Aufforderungen geschmeichelt, der eitle Erzähler nicht widerstehen konnte.

„Eins will ich Euch noch besehen lassen; unterdeß kommen die Musikanten und spielen zum Tanz auf," sagte Franke, und Alle horchten gespannt. „Der Professor Dreise," begann er, „wurde von unserer Schule zu einer besseren Stelle berufen und der Direktor forderte uns auf, unserem abreisenden Lehrer das Ehrengeleite zu geben. Wo nur ein Miethgaul in der Stadt zu haben war, mußte er von der Krippe, den Abzug des gelehrten Mannes mit zu verherrlichen. Ich hatte das Unglück

nach langem Umherlaufen einen uralten Rippenstößer aufzutreiben, den ich mit Sporn und Gerte kaum in einen mäßigen Trab zu setzen vermochte. Mein Ehrgefühl wurde durch das Spottgelächter meiner Kameraden aufgeregt — in Wahrheit sah der Gaul aus, als wolle er jede Minute zusammenbrechen — und ich hieb voll Wuth auf die Rosinante los, daß sie sich endlich zu meiner eigenen Verwunderung in Galopp setzte. Da ich nun einmal wußte, daß mein Thier doch so etwas im Stande war, ließ ich ihm keine Ruhe mehr und that's mit ihm den besten Reitern gleich. Nach einigen Stunden kamen wir nach Burgthal, dem Ziel unserer Wallfahrt. Der Professor bedankte sich scheidend höflichst bei uns; wir ließen den guten Mann fahren und nahmen das Wirthshaus des Dorfes in Beschlag. Das vortreffliche Bier mundete Allen; bald stieg's in die Köpfe und die Gesellschaft ließ der aufgeregten Munterkeit den Zügel schießen. Unterdessen aber hatte sich der Tag zu Ende geneigt und ich that den Vorschlag, die Nacht in Burgthal zuzubringen, der von den Meisten mit lautem Beifall aufgenommen wurde. Mehrere Kopfhänger drückten sich zwar ab und ließen sich von ihren

Kleppern nach Hause tragen; wir übrigen — es waren unser noch zehne — waren desto lustiger. Nun traf sich's aber gerade unglücklicher Weise, daß keiner mehr Geld hatte, als einige Groschen; die Kassen waren am Tage schon erschöpft worden. Damit ließ sich nun freilich nicht weit springen. Zum Bier hätt' es nothdürftig hingereicht; aber die Magen erinnerten uns nachdrücklich, daß der Mensch nicht allein vom Bier lebe. „Was gilt's," rief ich, „ich schaff' euch allen zu essen voll auf und Keinem soll's einen Pfennig kosten." Erwartungsvoll sahen mich meine Kameraden an; ich aber nahm den größten von ihnen, einen baumlangen Kerl, heraus und schlich mit ihm durch die Thüre. Ein hübsches Bauernhaus, das nur einige Schritte vom Wirthshause stand, war mir aufgefallen; man konnte durch die Gärten zur hintern Thüre desselben kommen. Wie ich gehofft, fanden wir diese offen. Die Küche gewahrte ich gleich an der rechten Seite; Alles war leer. Rasch warf ich meine Stiefeln ab und ermunterte meinen Gefährten, dasselbe zu thun. Darauf traten wir leise in die Küche. Unter dem Schornstein mußte sich mein riesiger Schüler bücken; ich stieg auf seinen Rücken, dann auf die Schultern

und von da in den Rauchfang hinauf. Nun nahm der unten Reißaus; ich aber fand reichlich, was ich gesucht hatte, Würste und Schinken. Was die Taschen fassen konnten, steckt' ich ein, und nahm noch eine tüchtige Keule in die Hand. Jetzt war ich auf meinen Rückzug bedacht; doch indem ich einen Satz herunter thun wollte, vernahm ich unter mir weibliche Stimmen. Das langweilte mich denn entsetzlich; aber zur größten Pein meiner unangenehmen Lage wurde ein Feuer auf dem Heerde angemacht und der Qualm des Rauches umhüllte mich und biß mir die Augen wund. Länger konnt' ich's nicht ertragen, drückte meine Kappe tief in das Gesicht, schöpfte mir ein Herz und sprang mit gleichen Beinen herab in die Küche. Ein fürchterlicher Schrei drang in meine Ohren. Ich sah im Fluge nur, daß zwei Bauerweiber in den Ecken herum lagen; gewiß hatte sie der Schrecken niedergeworfen. Mit drei Sätzen war ich aus der Küche und dem Garten, und trat, in der einen Hand die Stiefeln, in der andern den größten Schinken des Schlots, zu meinen harrenden Kameraden, mein Versprechen zu lösen. Die Lebensmittel wurden schnell verpackt, damit die Wirthsleute nichts merkten, dann zogen

wir hinaus auf den Anger, lagerten uns, ließen's uns trefflich schmecken und lachten über die erschrockenen Weiber. Die Nacht war hereingebrochen; wir streiften im Dorfe herum und machten Jagd auf die hübschen Bauermädchen, die schaarenweise vor den Thüren saßen. Von ihnen erfuhren wir, daß in jenem Hause, aus dem ich gastfreundschaftlichst unser Abendbrot geholt, ein schreckliches Unglück vorgefallen sey: Mutter und Tochter behaupteten den leibhaftigen Teufel aus dem Schlot herabfahren gesehen zu haben und lägen todtkrank darnieder. Wir bedauerten nach Gebühr die armen Leute und schoben uns, nach manchem Genuß bei den rothwangigen Dorfdirnchen, in unsre Kneipe, wo wir mit Trank und Gesang den Morgen erwarteten. Aber denkt euch meinen Schrecken, als der Wirth früh hereintritt und mir sagt, daß mein Pferd todt im Stalle liege! Wir flogen hinaus, aber dem Klepper war keine Seele wieder einzuhauchen; sein gräulicher Galopp war wahrscheinlich schon eine Art Todesangst und sein Schwanengesang gewesen. Was half's, ich mußte zu Fuße wandern und obendrein dem Kalbschlächter seinen Verdienst schuldig bleiben. Der Philister war sehr grob, und mein Vater hat

ein hübsches Sümmchen für den Gaul bezahlen müssen."

Man lachte und ging dann aus einander; denn eben waren die Musiker hereingetreten, um zum Tanze aufzuspielen. Heinrich Franke saß noch allein am Tische. Da trat ein fremder Mann zu ihm mit einem finstern Gesichte, das der angehende Student vorhin schon unter seinen Zuhörern bemerkt hatte, und sagte: „Wissen Sie auch, junger Herr! daß jenes Bauermädchen von dem Schrecken ein hitziges Fieber davon trug, das die Blüthe ihres Lebens zerstörte, so daß man sie nach einem halben Jahre begrub?"

„Todt!" sagte Heinrich halb bestürzt, halb unwillig; dann setzte er leicht hinzu: „das bedaure ich herzlich, aber ich kann nichts dazu, denn so hatte ich's nicht gemeint!" Und damit flog er zwei einnehmenden Mädchengestalten entgegen, die eben in den Saal traten. Es war Linchen Hoffmann, die Tochter des Stadtpfarrers, und Heinrich's Schwester, Mathilde. Linchen's braunes Auge begrüßte den hübschen, kräftigen Jüngling mit einem freundlichen, liebevollen Strahl und reichte ihm zwanglos die Hand. Man konnte es wohl den beiden jungen

Leuten ansehen, daß sie sich schon verstanden; denn ihre Blicke begegneten sich oft, ihre Hände ruhten in einander, sie sprachen immer zusammen. Auch war's in Wallau gar kein Geheimniß mehr, daß sich die Beiden liebten und einst ein Paar werden wollten. In einen Fensterbogen gelehnt, standen sie, unbemerkt von den Anderen; Heinrich hatte den Arm um das braunlockige Mädchen geschlungen und sprach so viel Zärtliches und Unzärtliches, daß Linchen's Wangen immer röther wurden, und nur, wenn der geliebte, leichtsinnige Jüngling etwas unfein scherzte, blickte sie strafend auf ihn oder führte ihn mit einigen schmählenden Worten in die Schranken der Sittlichkeit zurück. Als der Tanz begann, flog er mit der Geliebten, wie im Sturmwind, durch den Saal. Einige Tänze mit seiner Schwester ausgenommen, brachte er den ganzen Tag unter Tanzen und Kosen mit der schönen Pfarrerstochter zu.

Gegen Abend verloren sich die Gäste allmählich; Heinrich bemerkte unter den wenigen noch Anwesenden den Fremden, der ihm die unangenehme Nachricht von dem Tode des Bauernmädchens gebracht hatte, und sein Humor verlor sich. Er erkundigte sich nach ihm bei dem Wirth, bei mehreren Be-

kannten, aber Niemand wußte, wer er war. Je mehr Heinrich ihn mit den Augen fixirte, desto unheimlicher ward ihm zu Muthe; denn der Fremdling hatte etwas Grausenhaftes im Gesichte. Wie von Stein waren die Züge desselben; aus tiefen Augenhöhlen blitzten kleine Augen heraus; die hochgewölbte Stirne bedeckten sehr spärlich graue Haare. Er sprach mit Niemand, schien aber Alle desto genauer zu beobachten.

Heinrich trieb Linchen und Mathilde, ganz gegen seine Gewohnheit, zur Heimkehr; denn sonst mußte er stets der Letzte im Wirthshause und auf dem Tanzsaale seyn, aber heute konnte er es nicht länger aushalten. Seine Phantasie spielte ihm immer das todte Bauernmädchen vor die Augen, und dann sah er jedes Mal den Fremdling stehen, die Blicke auf ihn geheftet, als hohnlache er über des Jünglings Bewegung. In sich gekehrt, schritt dieser, an jedem Arme eine von den Huldgestalten, das Thal hinab nach dem Städtchen zu. Der Abend umhüllte mit frischen Frühlingsdüften und wiederstrahlendem Glanz des Westroths die fernen Gegenden und das Gebirge neben ihnen.

„Was fehlt dir, lieber Heinrich?“ lispelte Lina,

zu ihm gebogen. „Mich füllt eine unbeschreibliche Wonne bei'm Anblick der allmählich in Nacht versinkenden Natur; du aber hast plötzlich alle Munterkeit verloren!“

„Alberne Grillen!“ sagte er, wie aus einem Traum erwachend. „Es ist nichts! Ich dachte an die Universität.“

„Das ist sehr löblich,“ setzte Mathilde hinzu, „daß du recht ernsthaft an dein künftiges Leben denkst und dir vornimmst, unsern guten Eltern nicht mehr so vielen Kummer zu machen, wie zeither. Wenn du nur wüßtest, wie oft die Mutter halbe Nächte geweint hat, wenn eine Hiobspost über dich eingelaufen war. Dem Vater durfte sie nichts sagen und in seinem Beiseyn ihren Schmerz über dich nicht durch Thränen erleichtern; denn er hielt immer noch bei dir und meinte: mit den Jahren werde der Verstand schon bei dir kommen, man dürfe einen jungen, feurigen Geist nicht in Ketten und Banden legen, du habest doch ein gutes Herz und dein Leichtsinn werde sich schon legen. Aber ich weiß es wohl, er hat sich doch auch oft über dich gegrämt, wenn er so vieles Geld für dich hingeben mußte; er that sich's nur nicht gegen die Mutter aus.“

„Nicht wahr, bester Heinrich, du willst nun nicht mehr so wild und leichtsinnig seyn?“ fragte Lina mit sanftem Tone. Da drückte er sie an sich, küßte die dargebotenen Lippen und sagte herzlich: „Bei Gott nicht!“

„Thu' es um deiner Eltern wegen nicht, die dich so sehr lieben, thu' es um meinetwegen nicht; denn mein Vater würde unsern Umgang, gegen den er immer so viel einzuwenden hat, durchaus nicht länger dulden, wenn du in Leipzig ein wüstes Leben führtest; auch ich müßte aus freiem Antrieb mich von dir trennen, so sehr ich dich liebe.“

„Es ist endlich Zeit, daß du verständig wirst; du bist zwanzig Jahre alt gewesen und mußt deine Studienjahre anwenden, etwas Tüchtiges zu lernen,“ sagte Mathilde streng.

„Gieb uns die Hand darauf,“ fuhr Lina fort, „künftig recht ordentlich und eingezogen zu leben, recht fleißig zu seyn und in jeden Ferien besser zu uns zurückzukehren.“

„Hand und Mund darauf!“ erwiederte der Jüngling, und küßte, von heiligen Vorsätzen durchströmt, das liebenswürdige Mädchen von neuem. „Wie sollt' ich euch das nicht versprechen! Es ist ja

mein eigener Wille; und deiner Liebe wäre ich ja unwerth, wollt' ich mein Wort nicht halten. Auch bin ich gar nicht so böse, als ihr vielleicht glaubt; Alles, was ich begangen, geschah aus Unbesonnenheit und meist ließ ich mich von Andern verführen."

„Wir wissen alle, daß du ein gutes Herz hast," entgegnete Mathilde, „und Lina würde dich nicht so lieben, wenn sie nicht davon überzeugt wäre; aber lerne dich auch nun beherrschen, damit du unsere Liebe recht verdienst."

„Dann will ich dich noch weit mehr, noch viel zärtlicher lieben," setzte Lina mit einem Händedruck hinzu.

Gegen alles Erwarten Mathildens schwieg der sonst so hitzköpfige Heinrich auf ihre strengen Worte still, er, der sich sonst keine Sylbe von ihr wollte sagen lassen, und bei dem kleinsten ihrer Vorwürfe sie sehr unzart behandelte. Er schien heute Abend wunderbar ergriffen, und das nahmen die Mädchen für ein gutes Zeichen seiner Besserung.

Die Nacht küßte mit feuchten Lippen das schöne Kleeblatt auf Stirn und Wange. An einander geschmiegt, wanderten sie durch das Thor und trennten sich auf dem Markt nach einigen zärtlichen

Umarmungen und nach Linchens Versprechen, heute Abend noch Mathilde zu besuchen. Die beiden Geschwister wanderten dann quer über nach dem hellen Kaufmannsladen ihres Vaters zu.

Das ganze Haus des Krämers und Kaufmanns Franke war in Bewegung. Mehre kleine Kinder von fünf bis zu zwölf Jahren liefen schreiend durch die Hausflur; vor der Thüre standen die zwei Pferde des Hausbesitzers, an eine Troschke gespannt; der Kutscher trug Mantelsack, Koffer und Mantel hinein; Mathilde sah zu, daß Alles richtig gepackt wurde; die Mutter rief zum Fenster hinaus, daß dies und jenes noch vergessen sey. In der Stube aber stand Heinrich bei seinem Vater am Schreibetisch, auf dem eine Menge aufgezählter blanker Thaler eine ziemliche Fläche eingenommen hatten. Endlich war man fertig; der Vater füllte bedächtig eine Lederkatze mit dem Geld und überreichte sie dem Sohne; die Mutter setzte sich in den Sorgstuhl und ließ einige Thränen fallen; die Kinder kamen herein und zuletzt Mathilde, an der Hand ihrer Freundin Lina.

Der Vater lehnte sich an den Tisch und begann, zu Heinrich gewendet: „Mein Sohn, ich brauche

dir nicht erst zu sagen, welchen ernsten Schritt du zu thun im Begriff stehst; ich wünsche nur, daß du nicht so leichtsinnig über seine Bedeutung hinsehen mögest. Die Vergangenheit könnte mir deinetwegen bange machen; denn du hast als Gymnasiast uns Veranlassung genug zu den gerechtesten Besorgnissen gegeben; du hast viel Geld verschwendet und dich oft in alberne Händel gesteckt, die dir kein besonderes Lob erworben haben. Der Himmel hat dich mir reichen Gaben gesegnet, aber deine Talente geben dir keineswegs das Recht, ungebundener zu leben, als andere Menschen. Du mußt im Gegentheil auf den Grund, der in dir liegt, mit Fleiß und Ordnung fortbauen und alle Kräfte aufbieten, die Zeit zu deiner Ausbildung bestmöglichst zu benutzen. Doch ich habe ein gutes Zutrauen zu dir, du wirst mir und deiner Mutter nicht noch größeren Kummer machen. Du weißt, ich bin kein reicher Mann und habe außer dir noch sechs Kinder zu ernähren. Noth sollst du in Leipzig nicht leiden, auch versage ich dir dann und wann ein kleines Vergnügen nicht. Aber zu tollen Streichen und Ausschweifungen kann ich dir kein Geld geben; wonach sich also zu achten!"

„Habe Gott vor Augen und im Herzen," schluchzte die Mutter, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot. Bedenke, wie wir alle dich lieben und für dich beten. Du bist mein Erstgeborner, und mit Sorg' und Kummer, mit Angst und Noth hab' ich dich erzogen, wie keins meiner übrigen Kinder. Denn damals ging's uns noch knapp, wir mußten uns gar sehr einschränken und ich dem Vater im Laden immer mit an die Hand gehen; aber dir hab' ich nichts entzogen und lieber die Nächte durch gearbeitet. Das bedenke und sey nicht undankbar! Zur Tugend und Gottesfurcht hab' ich dich angehalten und dich manch frommes Gebet gelehrt. Wirf jene Unterhaltung deiner Kindheit nicht von dir, wie dein dir entbehrlich gewordenes Spielzeug, vergiß die Sprüche und ihre Bedeutung nicht; sie sind nicht so gering und unwerth, als du vielleicht denkst. Bet' und arbeit', so hilft Gott alle Zeit."

Schweigend reichte Heinrich der guten Mutter die Hand; ein Paar große Tropfen perlten über seine Wangen herab. Mathilde und Lina weinteu auch, und der Vater wandte gerührt das Gesicht ab.

„Lebt wohl!" rief Heinrich, küßte Vater und

Mutter, Mathilde und Lina und die kleinen Geschwister der Reihe nach. „Lebt wohl! und nehmt die Versicherung hin, daß ich recht brav und ordentlich seyn will.“

„Gott gebe seinen Segen dazu!“ sagte der Vater.

„Er leite deine Schritte stets auf dem rechten Pfad und beschütze dich!“ setzte die Mutter hinzu.

Heinrich riß sich los und bestieg die Troschke. Alle nickten und riefen ihm noch ein liebevolles Lebewohl nach, und Lina warf ihm zärtliche Küsse zu. Schnell rasselte der Wagen über das Pflaster hin zum Thore hinaus. Eine sonderbare Mischung von Wehmuth, Rührung, Freude, Liebe, guten Vorsätzen und bangen Gedanken an das todte Landmädchen in Burgthal erfüllten Heinrich's Brust. Bald war der ihm allzunachgiebige Vater der Gegenstand seines beschäftigten Geistes, und er schwur bei sich, die Güte desselben nicht ferner mehr zu mißbrauchen; bald fiel er auf die schmerzerfüllte Mutter, der er schon so vielen Kummer bereitet, und gelobte sich innerlich, nun fromm zu seyn und zu beten, was er schon seit vielen Jahren unterlassen hatte; bald kam ihm die reizende Lina in den Sinn, und sein

Auge strahlte feuriger, seine Pulse schlugen rascher. Er wußte sich geliebt von der holden Jugendgespielin, wußte, daß das schönste Mädchen des ganzen Vaterstädtchens mit jugendlicher Gluth an ihm hing, und er schwur, ihr treu zu seyn und unter dem heiligen Schutz ihrer Liebe sich zu bessern und sein Herz vor allem Bösen zu bewahren. Lina sollte ihm der Engel des Lichts seyn, an sie wollte er sich anklammern und der Gedanke an sie sollte ihm Stärke geben, jeder Versuchung zu widerstehen. Neben Lina's reizgeschmücktem Bilde tauchte Mathildens sanfte Gestalt in ihm auf; sie war so fromm, so gut, ganz das Ebenbild ihrer Mutter; sie betete täglich für ihn, das wußte er. „Ja, ihr theuern Menschen," rief er aus, „ich will eurer nicht unwürdig seyn! Ich will durch Gehorsam, durch Sitte und Fleiß eure unendliche Liebe zu mir auch zu vergelten suchen; auch nicht die kleinste Unbesonnenheit will ich mir erlauben, denn sie kann entsetzliche Folgen haben." Er schauderte zusammen; der Gedanke an das gemordete burgthaler Mädchen faßte, wie ein Gespenst, seine Seele und marterte ihn. Allmählich aber suchte er das Grauenbild weg zu räsonniren. „Wer weiß denn, ob es

auch wahr ist? Der alte, finstre Kerl kann gelogen haben, um mich zu erschrecken; er sah ja so aus, wie der Geist der Lüge. Das Mädchen wird von einem kleinen Schrecken nicht gleich gestorben seyn. Dann hätte ich gewiß auch was davon erfahren. Nein, nein, das Mädchen lebt noch und ich muß über mich selbst lachen, daß ich dem alten Schurken glauben konnte." So bewegten die verschiedensten Empfindungen Heinrich's Gemüth; endlich aber siegte seine ihm angeborene Heiterkeit. Der frische Frühlingswind, der ihm entgegen in die schwarzen Locken blies, wehte alle trüben und schwermüthigen Gedanken aus seinem Kopfe. Die Sonne bestrahlte so heiter die die weite Fläche des Landes, die die Pferde in brausender Eile durchschnitten; die Lerchen stiegen singend aus der grünen Flur empor; freundliche Landleute begegneten ihm und nickten ihm ihren Gruß zu; an schönen Dörfern, deren friedliche Dächer ein mattblauer Rauch umspielte, flog er vorüber, und hier und dort war schon ein Baum ausgeschlagen und hauchte dem Jüngling Wonne und Duft in die offene Seele.

Schon am zweiten Tage nach der Reise lag die Abschiedsscene, wie ein Traum, hinter Heinrich,

und es dünkte ihm fast unbegreiflich, wie er habe weinen und traurig seyn können; war er doch jetzt nicht im Stande, auch nur eine einzige von den gestrigen Empfindungen sich in die Seele zurück zu rufen, die voll Frohsinn nnd leichtem Muthwillen war. Zuletzt schämte er sich, an seine Schwäche zu denken und sang fröhliche Lieder. Seine Empfindungen, Gedanken und Vorsätze waren jetzt auf dem Standpunkt: seine Eltern und Geschwister zu lieben, der schönen Lina treu zu seyn und nichts Unrechtes zu thun. Was den letzten Punkt betraf, so meinte er, er sey stark genug, daß ihn gar keine böse Lust anwandeln könnte. Übrigens wollte er recht froh und lustig seyn; die Jugend kehre nicht wieder, deshalb müsse man sie, zumal im Sonnenlichte der akademischen Freiheit, genießen. Erwartungsvoll nahte er der Lindenstadt. Je näher er kam, desto lebhafter wurde es auf der Straße; denn in Leipzig war Messe. Die immer abwechselnden Gegenstände, die Menge der verschiedenartigsten Menschen, die sich an seinen Blicken vorübertrieben, die Heiterkeit des Wetters versetzten Heinrich in immer fröhlichere Stimmung. Jedem Mädchen jauchzte er einen Scherz zu, mit jedem heitern Gesichte band er an.

Einige Stunden vor der erzielten Stadt trat er in einem Gasthause an der Straße ab; der Kutscher wollte den Pferden ein Futter geben. Singend trat er in die Stube, die voller Menschen war, pflanzte sich an einen Tisch und bestellte mit kräftigem Befehle Wein. Ein schäumendes Glas voll goß er in einem Zuge hinab und sah dann mit freudestrahlenden Blicken umher. Juden, Handelsleute, vornehm gekleidete Herren und Damen, Bauern mit Weibern und Kindern, Handwerksbursche und Studenten trieben im weiten Zimmer umher oder saßen an den langen Tischen.

Heinrich gegenüber lag halb auf einer Bank, sein Bündel unter dem Kopfe, ein junger Mensch, den er aus seiner Kleidung sogleich als Musensohn erkannte. Ein dunkelbraunes, krausgelocktes Haar, lebhafte Augen, eine stark hervortretende Nase, die vorne etwas aufwärts gebogen war, eine ewige Unruhe in seinem bleichen Gesichte zeichneten ihn aus.

„Bist wohl auch ein Bruder Studio?“ fragte der Bezeichnete.

„Ich hoff' es wenigstens in einigen Tagen zu seyn,“ entgegnete Heinrich.

„Also ein Fuchs. Kömmst von daheim mit

gutem Wind, wie ich merke; denn du bist erschrecklich muthwillig."

„Ei, warum sollt' ich das nicht; lebt man doch nur einmal."

„Schon recht! Solche Bursche müssen wir haben. Es ist besser, als wenn du ein Papierfresser wärest. Ich hätte den Henker von der Jugendzeit und dem ganzen Leben, wenn ich nicht lustig sein sollte. Bist du schon bekannt in Leipzig? Hast du eine Stube?"

„Keins von beiden."

„Höre, du gefällst mir; ich habe eine solide Bekanntschaft unter den Studios; es wird sie freuen, wann ich ihnen einen so braven Kerl zuführe, wie du zu seyn scheinst. Eine bequeme Wohnung will ich dir auch verschaffen. Es ist eben eine Stube in dem Hause leer geworden, wo sich meine Wenigkeit angesiedelt hat. Laß uns eins auf gute Brüderschaft trinken! Wirth, bringt mir auch eine Flasche Wein!"

„Wie heißt du?" fragte der Student, nachdem sie angestoßen und getrunken hatten.

„Heinrich Franke. Und du?"

„Karl Steuber. Nun trink' Bruder. Der Wein

ist nicht schlecht; doch in Leipzig sollst du noch bessern haben für weniger Geld. Es ist ein ganz ander Leben auf einer Universität, als in andern philiströsen Nestern; du wirst den starken Unterschied bald verspüren. Man ist Niemand von seinem Thun und Treiben Rechenschaft zu geben schuldig, als höchstens dem Concil; dem aber kann man leicht eine Nase drehen, und im äußersten Nothfall ist mit ein Paar Tagen Karzerstrafe Alles abgethan. Uebrigens lebt man seinen lustigen Styl hin."

„Es freut mich ungemein," erwiederte Heinrich, „daß das Glück dich mir entgegen wirft. Wir scheinen für einander zu passen. Ich denk' gerade so: Was kümmert mich die ganze Welt und ihr albernes Gerede, wenn ich's vor mir selber verantworten kann, was ich treibe."

„Ei, wer wird sich an die muffigen Recensenten kehren, die, wie Frösche, Alles beschreien und doch selbst im Sumpfe stecken. Nun, Bruder, in Leipzig kümmert sich Niemand um uns."

Ein schöner Jüngling mit einem sanften Gesichte trat jetzt zu Heinrich's neuem Bekannten und sagte in weichen Tönen: „Nun, Karl, wollen wir

nicht bald gehen? Es wird spät, und du weißt, daß ich noch Vieles zu besorgen habe.“

„Geh' nur immerhin voraus,“ sagte heftig der Gefragte; „ich hole dich doch bald ein.“

„Ich befürchte, daß du nicht kommst; deßhalb geh' doch mit mir, ich bitte dich!“

„Du wirst mir doch keine Vorschriften machen wollen? Ich kann wohl bleiben und gehen, was kümmert's dich?!“ redete immer heftiger der Student. Heinrich sah über das sanfte Gesicht des jungen Mannes eine Thräne rollen, ihn dann schweigend sein Bündel überwerfen und zur Thüre hinausgehen. „Wer war der?“ fragte er.

„Mein Bruder Emil,“ erwiederte hämisch Karl, „ein Träumer und Schwärmer und der erste Bücherwurm in ganz Leipzig; er studirt dort Theologie. Aber wir können uns nicht mit einander vertragen, ich kann sein dummes Wesen nicht leiden. Der Junge schanzt Tag und Nacht vom Sedez- bis zum Folioband alle Bücher durch, deren er habhaft werden kann, weint über jeden Bettel, spricht lebhaft, wenn er allein ist, und ist stumm, wie ein Stockfisch, wenn Andre um ihn sind, deklamirt vor sich immer die Elegien des Tibull und Properz, macht

selber Verse, trinkt nichts als Wasser und vergißt oft das Essen. Das sind nun freilich lauter Dinge, mit denen ich nichts zu schaffen haben mag. Dazu aber will mich der Pinsel auch noch hofmeistern, weil er, der fromme, sittsame Bursch, das Schooskind unserer Eltern ist; aber vorigen Winter hab' ich mich kurz und gut von ihm losgesagt und mir eine eigene Stube gemiethet. Ich gab vor: unsere Studien vertrügen sich nicht zusammen, ein Jurist könne nicht bei einem Theologen wohnen; und so mußt' es die Mutter wohl zufrieden sein, daß wir von einander zogen. Er ist von Jugend auf so ein Tuckmäuser gewesen, und hat Schläge genug von mir bekommen."

„Wer ist denn euer Vater?" fragte Heinrich.

„Superintendent in Mühlheim, und hat wahrlich keine so schlechte Einnahme, daß wir wie die Schneider leben müßten. Der Vater ist auch gar nicht so genau und schickt mir dann und wann etwas über die Taxe. Was aber der Emil bekommt, das schleppt er treulich der ökonomischen Mutter heim und dafür ist er ihr Goldsöhnchen."

„Bruder, trink' aus!" sagte Heinrich; „der Kutscher wartet schon. Du fährst doch mit mir."

„Ei, das ist ja herrlich, daß die Troschke dein ist! das ist mir ein gefundenes Essen! Nur frisch hinein!“

Sie bezahlten und setzten sich Arm in Arm in den Wagen, und die Pferde trabten rasch auf der Straße hin. „Dort geht dein Bruder,“ sagte Heinrich; „wir haben ihn bald eingeholt. Nun kann er sich zu uns setzen.“

„Das ist mir fatal! Ich wollte, der Bengel hätte sich eher fortgeschoben. Wenn er bei uns sitzt, ist uns alle Freude verdorben.“ — Als sie Emil erreicht hatten, bat ihn Heinrich, den dritten Sitz der Troschke einzunehmen; aber er lehnte es ab, dankte gehorsamst und gab vor, daß ihm das Gehen weit mehr zusage. Heinrich konnte ihn nicht zum Einsteigen bewegen und der Kutscher mußte weiter fahren.

„Das hätt' ich dir gleich sagen wollen,“ lachte Karl. „Es hat ihn gar sehr verdrossen, daß ich ihn im Wirthshause ein wenig anschnauzte; aber er verdient's. Bietet man ihm nicht die Spitze, so wird er entsetzlich naseweis.“

Es war ein sonnenheitrer Nachmittag, als sie in die volkerfüllte Stadt einfuhren; in allen Straßen wogten Menschenmassen und der Wirrwarr der unzähligen Stimmen schmolz in ein immerwährendes Brausen zusammen, welches, von ferne gehört, dem Getöse der Wellen glich, wenn sie sich am Ufer brechen. Heinrich war ganz Auge; solches Treiben hatte er noch nie gesehen, und wie ein Schattenspiel flogen deshalb die Bilder an seiner begierigen Seele vorüber. Sein neuer Freund deutete indeß dem Kutscher den zu nehmenden Weg an und gebot bald, vor einem Hause still zu halten. Die Sachen wurden abgepackt; Karl stellte in Heinrich dem Hauswirth den neuen Miethsmann vor und dieser wurde herzlich bewillkommt. Auf der Stelle wurde ihm die leere Stube eingeräumt und Koffer und Mantelsack dahin geschafft. Karl Steuber wohnte dicht daran.

„Nun will ich dich erst mit der Stadt bekannt machen," sagte dieser, „und dir die Messe zeigen. Wir können noch viel sehen, ehe es Nacht wird. Dann gehen wir in das Schauspiel, Doktor Faust wird heute gegeben; der Kerl ist immer mein Leibmann gewesen." Arm in Arm strichen sie durch

die Straßen; Heinrich betrachtete alle Gegenstände mit den neugierigsten Blicken und ein Eindruck verdrängte den andern in seiner Seele. Bald staunte er einen Türken an, bald einen polnischen Juden mit langem Bart, einen geschmückten Griechen, die mancherlei Waaren und die ausdrucksvollen Gesichter. Steuber machte den Cicerone. Der Abend war herangekommen, ohne daß es Heinrich bemerkt hatte; sein Erscheinen war ihm schier unbegreiflich. Nun gingen sie in's Schauspiel. Da gab es neue Gegenstände der Bewunderung für Heinrich. Das Stück versetzte ihn in eine ganz andere Welt. Vater, Mutter, Lina, Mathilde, die guten Vorsätze, ja sich selbst hatte er vergessen, und als er nach der Aufführung erst wieder zu sich kam, wünschte er für den Augenblick weiter nichts, als ein zweiter Faust zu werden. Wie trunken taumelte er an Karl's Arm aus dem Hause. „Nun wollen wir noch ein Glas Wein trinken auf den Teufelsspaß und uns an andern von ähnlicher Art so nebenbei ergötzen.“

Mit diesen Worten zog er den allzunachgiebigen Heinrich von der Straße mehrere Stufen hinab. „Wo, zum Henker! willst du mich hinschleppen?“ fragte dieser fast ängstlich.

„Ei, in Treiber's Keller. Da unten unter der Erde lebt sich's ganz vortrefflich und schier noch besser, als über ihr, wie du gleich selbst erfahren sollst."

Eine lange Reihe von Zimmern, nur durch helle Glaswände von einander geschieden, alle kostbar erleuchtet, nahm sie auf. Heinrich stand da, wie in einem Feenschloß, wo durch lichtsprühende Krystalle die Nacht in einen künstlichen Tag verwandelt wird. Erst das von Karl dargebotene Weinglas weckte ihn aus der Vergessenheit. Mit Gier trank er den Rebensaft und die Flasche war leer, ehe sie's dachten. Eine volle stand bald an ihrer Stelle. Harfenmädchen saßen in den Zimmern, spielten und sangen ergötzliche Lieder. Heinrich wurde heiter, fröhlich und endlich ausgelassen lustig. Karl war ihm schon vorausgeeilt und Beide scherzten auf eine eben nicht sittliche Weise mit einer Harfenistin, die keine grausame Spröde war.

„J guten Abend, Sohn Steuber!" rief plötzlich eine Baßstimme. Heinrich wandte sich um. Ein kleiner Student mit schwarzem, struppigem Haar und einem großen Schnurrbart, der über den ganzen Mund herhing, stand hinter ihnen.

„Potz Daus!“ jubelte Karl, „bist du auch wieder da, fideler Papa? Nun sey mir herzlich gegrüßt!“ Damit reichten sie sich die Hände, umarmten und küßten sich brüderlich, daß Heinrich das Herz überging vor Wonne. „Wie hat's dir gegangen, Söhnlein?“ fragte der Neuangekommene. „Bist du recht fromm gewesen?“

„Das versteht sich! Ich habe schlecht und recht gelebt in meines Alten vier Pfählen und keine einzige seiner Predigten versäumt; denn das würd' er mir sehr übel genommen haben. Uebrigens bin ich doch immer fidel gewesen und was ich nicht zu Hause sein durfte, das war ich außer dem Hause. Wo aber hast du gesteckt?“

„Mir hat's desto schlechter gegangen. Ein sehr kalter Wind ist mir unter die Nase gestrichen, seit wir von einander schieden, und ich habe dir viel zu erzählen. Aber erst gieb' deinem Papa etwas zu schlucken, Söhnlein!“ Heinrich schenkte ein. „Ja, Papa!“ sagte Karl; „bald hätt' ich's vergessen in der freudigen Bestürzung. Ich habe dir auch einen neuen Sohn mitgebracht, diesen braven Jungen hier. Du wirst ihn doch unter deine Kinder aufnehmen?“ „Auf deine Empfehlung ohne Weiteres. Der Fuchs

gefällt mir. Komm, ich will gleich ein Glas mit dir ausstechen, damit du mich nicht lange so wildfremd anguckst! Dann nennst du mich Papa und wendest dich in allen kindlichen Nöthen an mich und hilfst deinen Brüdern, wenn du sonst etwas abbringen kannst, den Papa mit ernähren, wie es braven Söhnen zukömmt."

„Ei, wenn's weiter nichts ist!" jauchzte Heinrich. „Ihr sollt mich schon lieb gewinnen, dafür bangt mir nicht; denn ich bin weder ein Nägelkauer, noch ein Kopfhänger und befinde mich nirgends besser, als in lustiger Gesellschaft guter Jungen."

„Nun dein Äußeres verspricht schon etwas Gutes," sagte der neue Papa, „und deine kecken Worte verrathen, daß du keine Schlafmütze bist und lieber bei'm Weinglas, als bei den Heften schwitzest. Wir werden sehen, wie du dich in der Folge anläßt. Ich habe wahrlich von Nöthen," fuhr er dann, zu Karl gewendet, fort, „künftig mein Heil auf meine Söhne zu setzen; denn alle meine Hoffnungen und Wünsche, alle Aussichten, die ich auf eine schöne Zukunft hatte, sind mit einem Schlage in des Meeres Tiefe gefallen und ertrunken. Du weißt, daß ich mich in den Ferien nie gerne zu Hause

aufhielt, weil ich an der gnädigen Mama gerade keinen gnädigen Gott hatte. Sie beherrschte meinen Vater und er war nicht im Stande, mich gegen sie zu schützen; bei jedem Versuch mußte er befürchten, daß sich das Ungewitter auf sein eigenes Haupt entladen würde. Daß ich nicht der Sohn der Gnädigen war, wußte ich schon lange; denn mein Vater hatte sich erst in späteren Jahren mit ihr verehelicht. Ich glaubte also das Kind einer früheren Ehe zu seyn. Mein Vater hatte mich früh aus dem Hause geschafft — ich war kaum zwölf Jahre alt — und mir nie ein Wort von meiner rechten Mutter gesagt; ich durfte auch nicht viel kommen und war selbst nicht gern in der Nähe der Meinigen. Deshalb hatte ich über meine wahre Mutter nie ein Wort vernommen. — So war ich denn am verwichenen Osterfest in Schlesien; da rief mich ein Brief nach Hause, mit der Nachricht: daß mein Vater todtkrank darnieder liege. Ich flog mit Extrapost; aber als ich auf den Schloßhof fuhr, kam mir der Leichenzug des Alten entgegen. Ich folgte ihm zum Grabe. Ein Pfaff hielt ihm eine entsetzlich lange Leichenrede, zählte alle seine Kriegsthaten auf das Umständlichste her und verbreitete sich mit un-

erträglichem Schwulst in langen Lobsprüchen über den verblichenen Herrn Major und Patron der reichen Güter. In dem hergebeteten Lebenslauf fiel es mir schwer auf's Herz, daß der weitschweifige Redner nur einer Verheirathung meines Vaters gedachte, und zwar mit der Baronesse von Bitterfeld, meiner Stiefmutter; auch wurden nur die Kinder dieser Ehe, zwei Söhne und drei Töchter, als die Leibesfrüchte meines Vaters genannt, ich war ganz und gar vergessen. Mit trüben Ahnungen trat ich in das Schloß zu der schwarz ausstaffirten Frau Majorin. Sie empfing mich sehr kalt, von ihren Kindern sah mich keins an, dankte keins meinem Gruß. Wie verrathen und verkauft stand ich in dem schönen Haus, worin ich als Knabe so glücklich gewesen war. Nach einigen martervollen Minuten fragte ich mit Rührung nach der Krankheit und dem Tode meines Vaters. Da brach der Sturm los. Mit einer Fluth wüthender Thränen gab mir das Weib auf den Kopf Schuld, daß ich durch meine Streiche den Vater unter die Erde gebracht, daß ich ein lüderlicher, ungerathener Mensch sey, und was dergleichen Unsinn mehr war. Nachdem es lange genug um mich herum getobt hatte, ließ sie

den Blitz auf mich einschlagen. Sie eröffnete mir nämlich: daß ich auf das hinterlassene Vermögen meines Vaters nicht den geringsten Anspruch zu machen habe. Ich sey das Kind einer gemeinen Dirne und es sey gar nicht ausgemacht, daß der verstorbene Major von Blumenthal mein Vater sey. Meine Mutter sey bei dem Regiment des Majors Marketenderin gewesen, und er habe mich nachher, mehr aus Mitleid, als aus Pflicht, zu sich genommen, und ihr allein habe ich es zu verdanken, daß ihr Gemahl mich nicht schon lange verstoßen habe. Da mir nun der adelige Name durchaus nicht zukomme, so möchte ich ferner das „von" vor demselben unterlassen.

Ich dankte unterthänigst für die Güte der gnädigen Frau und versprach hinsichtlich des letzten Punktes willfährig zu seyn. Mein Vater hatte mir nicht das Geringste ausgesetzt; wahrscheinlich war er zu schnell gestorben, oder die gütige Frau hatte ihn davon abgehalten. Im Übermaaß von Gnade versprach mir die Frau Majorin eine kleine Summe einzuhändigen, mit der ich das Gut verlassen möchte. Aber ich dankte auch dafür höflichst und als ein Bettler verließ ich die Erdscholle, die ich kaum als

künftiger Herr betreten hatte. Aus einem Edelmann bin ich noch weniger, als ein Bürgerlicher geworden und kann nur froh seyn, daß ich noch einen Namen aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet habe. Als ich hier ankam, war ich ehrlich genug, Charlotte'n Babenberg, meiner Geliebten, mein Schicksal haarklein zu erzählen; denn ich liebte das Mädchen — du weißt's, Steuber! — und ich hatte mich mit Zustimmung meines Vaters und ihrer Eltern mit ihr verlobt — und nun hoffte ich Trost bei ihr zu finden. Da kam ich aber schön an; die Herzliebste wurde kalt, wie ein Eisklumpen. Ich ging. Abends erhielt ich einen Brief vom Herrn Kaufmann Babenberg, worin er das Verlöbniß seiner Tochter mit mir für nichtig erklärte und mich ersuchte, sein Haus zu meiden. Die Geschenke, die ich Lotte'n gemacht, folgten zurück. — So mag denn der Teufel Alles holen! Jetzt kann ich weiter nichts mehr verlieren, als das Leben. Ist das nicht lustig, ihr edlen Söhne?" — Mit einem fürchterlichen Lachen stürzte der Erzähler Wein auf Wein hinab und tobte in einer grausenhaften Lustigkeit, dem Ergebniß der Verzweiflung.

„Laß' dir's nicht bange seyn, Papa!" sagte Karl.

„Man hat dir gräulich mitgespielt.“ „So wollen wir ihnen auch wieder gräulich mitspielen!“ fiel mit raschem, schneidendem Tone Blumenthal ihm in die Rede. „Ja, Aug' um Aug', Zahn um Zahn!“ Heinrich war von dem schlimmen Schicksal seines neuen Freundes sehr gerührt, reichte ihm die Hand und sagte: „Wir lassen dich nicht sinken; es gibt noch brave Kerle genug, die solch wackeres Haus, wie du bist, nicht zusammenbrechen lassen. Wir wollen gute Freunde seyn.“

„Ja, das wollen wir,“ rief Karl, „und uns einander helfen, wo wir können!“

„Ihr seyd gute Jungen!“ sagte Blumenthal und schüttelte den Beiden die Hände. „Ich wär' wahrlich meines Lebens müde, wenn ich nicht noch solche Herzen schlagen wüßte.“

„Und die Grillen wollen wir im Weinglas ersäufen!“ jauchzte Heinrich. „Ich hab' auch die meinigen.“

Fleißig wurden die leeren Flaschen mit vollen vertauscht; die Jünglinge sangen und das Harfenmädchen spielte dazu. Zuletzt konnte keiner mehr die Zunge heben und, der Sinne nicht mächtig,

wankten sie nach Hause. Mit den Kleidern stürzte Heinrich auf das Bett und entschlief sogleich.

Schwere Träume ängstigten ihn. Er war wieder im Schauspielhaus, träumte ihm, und Doktor Faust sollte gegeben werden. Erwartungsvoll sah er nach dem Vorhang hin, unbekümmert um die, welche neben ihm im Parterre saßen. Die Hülle verschwand, der Doktor trat auf als eine gräßliche Fratze; bald schlich der Teufel hinzu, im Gesicht eine Hölle voll Hohn über die Menschheit. In dem Ersteren erkannte Heinrich seinen neuen Freund Blumenthal, in dem Letzteren den seltsamen Fremden vom Waldhaus bei Wallau. Faust's Schüler kam, und der war Karl Steuber. Alle drei jubelten in entsetzlicher Lust. Da faßte ihn ein ungezähmtes Verlangen, hinauf auf die Bühne zu eilen und auch einen Schüler des berühmten Doktor zu spielen. Unvermögend, der innern Kraft, die ihn vorwärts trieb, zu widerstehen, wollte er aufspringen; aber er fühlte sich festgehalten. Verwundert schaute er um sich, und sah Vater und Mutter zu beiden Seiten sitzen, die ihn bei den Kleidern ängstlich faßten, der Vater mit zornigem, die Mutter mit wehmüthig-bittendem Blick. Hinter ihm stand Mathilde und

hob die Hände flehend empor. Aber immer lustiger klangen die Lieder der Akteurs herab; endlich riefen sie ihn bei'm Namen. Er riß sich los und war mit einem Satz auf den Brettern, und sogleich begannen sie einen sinnverwirrenden Tanz. Immer größer, immer luftiger wurden die Sprünge, so daß sie den Boden gar nicht mehr berührten. Dabei war es sonderbar, daß Heinrich in sich bald den Faust und Blumenthal, bald den ersten Schüler und Steuber, bald sich selbst wieder unter den Andern sah. Endlich stürzten sie alle drei ermattet zusammen. Ein eiskaltes Gesicht drängte sich an das seinige und erfüllte ihn mit Schaudern. Als er es betrachtete, sah er, daß es Lina war, die todt in seinen Armen lag; er selbst aber war der Doktor Faust. Entsetzt fuhr er in die Höhe und bemerkte, daß er an der kalten Wand gelegen hatte. —

Erst gegen Mittag fühlte er sich aus dem tiefen, krankhaften Schlafe emporgerüttelt. Karl stand lachend vor dem Bette und rief: „Ich glaube, du schläfst den ganzen Tag! Wie können dich ein Paar Flaschen Wein so kaduks machen?"

„Wir haben's gestern Abend zu schlimm gemacht," sagte noch halb schlafend und sich dehnend

Heinrich. „Wenn's mein Vater wüßte! Nein, das darf doch nicht wieder vorfallen.“

„Sei kein Kind! Einmal ist nicht immer. Wir mußten doch unserm alten Papa die Sorgen aus dem Kopfe jagen. Wir wollen schon solid leben. Aber jetzt werden ja noch keine Collegia gelesen und Messe ist's auch, da kann man wohl einmal ein's über den Durst trinken.“

„Meine Kasse würde ohnedies nicht weit reichen, wollt' ich's so forttreiben, und meine Eltern haben's wahrlich nicht um mich verdient, daß ich mehr von ihnen forderte.“ —

„Nun laß nur deine Alfanzereien! Der Henker wird dich um ein Paar Thaler nicht holen. Kannst du's doch auf eine andere Art wieder beibringen. Komm', wir wollen auf die Messe gehen; jetzt ist's gerade recht voll. Und im Vorbeigehen wollen wir doch zusehen, ob der arme Papa ausgeschlafen hat.“

Mit innerem Unbehagen kleidete sich Heinrich an; sein Gewissen regte sich und machte ihn sehr verdrießlich. Dann wanderte er an des Freundes Arm wieder durch die volkbelebten Straßen. Im Menschengewühl verlor sich sein Unmuth; jede schöne Frauengestalt, die an ihm vorüberglitt, zer-

streute ihn immer mehr und, als sie an Blumenthal's Wohnung kamen, war er wieder heiter. Dieser stand am Fenster und schmauchte, auf das rastlose Treiben herabschauend, seine Pfeife Tabak. Die Jünglinge riefen ihm ein frohes „Prosit!" zu, und er kam herab, sich zu ihnen zu gesellen. An einander gekettet, drängten sie sich nun durch die Haufen und besprachen die ihnen vorkommenden Gegenstände, vorzüglich die Mädchen und Frauen, und Scherz und Witz wechselten mit einander ab.

„Sieh das nette Ding da!" sagte plötzlich Karl und deutete auf ein vorbeischlüpfendes Mädchen. „Das ist etwas von ganz besonderer Art." Die beiden Andern sahen dem Dirnchen, dem sie den Weg vertraten, recht in's Gesicht. Große dunkle Augen, in denen eine heimliche Gluth loderte, blitzten auf sie; eine vornehm gebogene Nase, die Wangen wie von Marmor, schön mit Rosenroth überhaucht, ein niedliches Doppelkinn, dunkeles auf den weißen Nacken herabgeringeltes Haar, ein hoher voller Busen, ein schlanker Wuchs, das war es, was sie sahen und alle drei gleich entzückte. Vor allem Andern aber drang das unwiderstehliche Feuer der Augen ihnen bis in's Herz und versengte es.

Ihre lüsternen Blicke konnten sich nicht satt an den reizenden Formen weiden. Die Kleidung des Mädchens verrieth, daß sie nicht aus den niedern Ständen war, aber auch nicht den höheren angehörte; es war überhaupt etwas Fremdes darin. Blumenthal benutzte kühn die Gelegenheit, die ihm das Gedränge bot, und schlang den Arm um sie. „Wohin wollen Sie, mein schönes Kind?" fragte er.

„Nach meiner Wohnung," antwortete die Schöne ohne Ziererei mit einer melodischen Stimme und machte sich sanft aus der öffentlichen Umarmung los.

„Wo wohnen sie denn, wenn ich fragen darf?" fuhr der Jüngling, durch ihre Antwort noch kühner gemacht, fort.

„Auf dem Ranstädter Steinwege," erwiederte sie und sah mit einem durchbohrenden Blicke die Jünglinge an, der sie vollends in Feuer und Flammen setzte.

„Dürfen wir Sie dahin begleiten?" fragten alle drei fast zugleich.

„Ei, warum nicht? wenn Sie Vergnügen daran finden." — Blumenthal bot ihr den Arm; sie nahm ihn ohne Umstände. Die übrigen Beiden gingen neben her, in ihren Anblick ganz versunken. Daß sie

noch kein reizenderes, einladenderes weibliches Wesen gesehen hatten, war Jedem gewiß. Ihre Zuvorkommenheit erregte in Jedem unlautere Wünsche und Hoffnungen. Heinrich war von ihrer Schönheit ganz betäubt; es gemahnte ihn, als wären solche Reize übernatürlich und der Zauber, der sein Herz getroffen hatte, das Werk übermenschlicher Macht. Das Mädchen kam ihm wie eine Nixe vor, aber dessenungeachtet fühlte er sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen; denn auf der blühenden Fülle seiner Gestalt schienen ihre glühenden Augen am meisten zu ruhen.

„Sind Sie von hier gebürtig?“ fragte er, ihre Hand ergreifend, „oder nur zur Messe hergereist?“

„Nur das Letztere,“ entgegnete die Reizende.

„Und werden Sie sich noch lange hier aufhalten?“

„Das hängt von Umständen ab.“

„Haben Sie auch Begleitung bei sich?“

„Nein; ich bin allein gereist.“ — Triumphirend nickte Blumenthal den Andern zu und in jedem Herzen stieg die Macht der unreinen Begierde. In der Fortsetzung des Gesprächs erfuhren sie, daß ihre Schöne eine Böhmin sey, in ihrer Vaterstadt einen kleinen Handel von Putzwaaren habe, zu de-

ren Einkauf sie zum ersten Mal nach Leipzig gekommen sey. Ihre Äußerungen waren so naiv, so natürlich, oft mit einem leisen Anstrich von jugendlichem Muthwillen, daß sich alle drei Begleiter nur noch mehr in sie verliebten. Jeder fühlte sich von süßen Netzen umstrickt, in die er sich noch fester zu verwickeln sehnlichst wünschte; und das Betragen der schönen Böhmin gab alle Hoffnung dazu. Als sie vor dem Hause angelangt waren, welches sie als ihre Wohnung bezeichnete, bat sie die Herren, nun auch noch ein Paar Augenblicke in ihr ärmliches Stübchen zu treten, und entschuldigte sich, daß man auf der Messe mit jeder Wohnung zufrieden seyn müsse. Entzückt nahmen die Jünglinge das Anerbieten an, wanderten, von ihr geleitet, durch den langen Hof, stiegen im Hintergebäude mehrere Treppen hinauf und traten endlich in eine kleine Stube, in der, außer einem Bette, nur drei Stühle und ein Tisch sich befanden. Mit freundlicher Gewandtheit nöthigte sie die Gäste zum Niedersetzen, scherzte und lachte mit ihnen und drehte sich so flink im Zimmerchen umher, daß es eine Lust mit anzusehen war. Auch war sie gar nicht böse, wenn der Eine oder der Andere sie haschte und ihr einen

brennenden Kuß auf die frischen Purpurlippen drückte. In tändelnder Unterhaltung, oft von Zweideutigkeiten und Scherzen untermischt, die nicht für das Ohr eines tugendhaften Mädchens paßten, die aber die Böhmin, ohne in Ernst zu erröthen, mit anhörte und sogar mit spitzfindiger Freimüthigkeit umwendete und erwiederte, flogen die Stunden des Nachmittags, und die Jünglinge konnten sich noch immer nicht von der zauberischen Schönen trennen. Zu süß war der Genuß, den sie ihnen bereitete, und mit Augen und Ohren sogen sie das verderbliche Gift ein. Endlich erinnerte sie selbst ohne Umschweife und im Tone einer alten Bekannten die Herren an den Aufbruch, indem sie Geschäfte vorgab, die sie jetzt abriefen.

„Gewiß ein bestellter Liebhaber!“ rief Blumenthal, eifersüchtig.

„Sie böser, mißtrauischer Mensch!“ schmälte sie. „Damit ist es nichts, was sie glauben, mein Herr!“ setzte sie ernsthaft hinzu; „lernen sie mich erst besser kennen.“

„Nun ich bitte um Verzeihnng!“ sagte der Eifersüchtige und faßte ihre kleine runde Hand. „Wir hätten gerne den Abend bei Ihnen zugebracht oder

Sie in das Theater begleitet, und nun wollen Sie unserer los sein. Das frappirte mich."

„Ich stehe jeden Abend zu Diensten, nur Dinstag und Freitag Abends nicht, weil ich diese unabänderlich zur Ordnung meiner Handelsgeschäfte bestimmt habe und mich darin durchaus nicht irre machen lasse. Sonst würden mir die Rechnungen, das Assortiren der Waaren und, was dergleichen mehr ist, zuletzt über den Kopf wachsen und ich mir endlich nicht mehr rathen noch helfen können. Wollen Sie mich morgen wieder besuchen, mich in die Stadt begleiten, so wird es mir viel Vergnügen machen; auch nehme ich auf morgen Abend Ihr gütiges Anerbieten an. Aber heute ist's Freitag."

Die Jünglinge umarmten die holde Fremde und lange brannte noch der Kuß derselben auf ihren Lippen. Wonnetaumelnd gingen sie in das Schauspiel. Heinrich sah fast nichts von der Aufführung; denn seine heiße Phantasie war unablässig mit dem Bilde der herrlichen Böhmin beschäftigt, sein Blut kochte. Den Gefährten ging's nicht anders. Sie ergossen sich gegenseitig in Lobpreisungen der schönen Bekanntschaft; jedes ihrer Worte wurde wiederholt; jeder ihrer Reize durchgemustert und der Eine hatte

immer etwas Schöneres bemerkt, als der Andere So fachten sie einander selbst die verderbliche Gluth höher an und Jeder schwur sich im Herzen, dieselbe bei der Schönen zu kühlen. Nach dem Schauspiel traten sie in ein Hotel, um etwas zu speisen. Um einen Pharaotisch waren viele Herren versammelt.

„Ein Paar Louis macht mein ganzes Hab und Gut aus,“ sagte Blumenthal, „ich will mein Glück versuchen; vielleicht erbarmt sich die wunderliche Göttin meiner mehr, als die Menschen. Geht's fort, nun so ist's einerlei, ob ich ein Paar Wochen früher oder später nicht weiß, was ich anfangen soll.“ —

Sie traten zum Tische. Blumenthal setzte, doch in wenigen Minuten waren seine Taschen leer; auch nicht eine einzige Karte schlug ihm. Zähneknirschend und fluchend wandte er der Bank den Rücken. —

„Hast du Geld bei dir?“ fragte Karl, zu Heinrich gewendet.

„Einige Thaler.“

„Ich habe auch nicht mehr. Wir wollen Compagnie machen.“

„Lass' mich zuerst setzen!“ sagte Heinrich hastig; „ich habe sonst manchmal Glück im Spiele gehabt.“ —

Die Karte schlug ihm; er brach sie, sie schlug von neuem. Gespannt brach er die Karte weiter und gewann abermals. Die Hälfte der gewonnenen Summe einziehend, setzte er auf eine andere Karte und gewann. Immer heftiger das Glück verfolgend, sah er bald einen Haufen Gold vor sich liegen. Eine neue Karte verlor, und er trat ab, damit Karl spiele. Dieser spielte mit minderem Glücke, verlor aber nicht. Heinrich dagegen wurde augenscheinlich von der wandelbaren Fortuna gesucht. Dadurch kühn gemacht, forcirte er immer mehr und ging spät um einige Hundert Thaler schwerer nach Hause.

Dort theilte er das gewonnene Geld in drei gleiche Theile und nöthigte die ihn begleitenden Freunde, zwei derselben anzunehmen.

„Ich habe ja nicht mit euch gespielt," sagte Blumenthal betroffen.

„Aber wir mit dir!" erwiederte Heinrich; „und deshalb gebührt dir so gut ein Theil, wie Jedem von uns. Und drum sperre dich nur nicht lange!"

„Du bist ein kreuzbraver Kerl!" rief Blumenthal gerührt und schloß Heinrich in die Arme. „Franke, ich bin nun dein auf ewig! Und wahrlich! ich darf nicht mit der Menschheit zürnen, die

solche zwei Jungen besitzt, wie ihr seyd. Es mag mir gehen, wie's will, ich weiß mich nicht verlassen. Gebt mir eure Hände! So! Küßt mich, ihr Herzensjungen. Treu in Leben und Tod!"

„Treu in Leben und Tod!" jubelten die beiden Andern, und alle drei umschlangen und küßten sich.

„Solch inniges und unzertrennliches Freundschaftsbündniß muß aber mit ein Paar Flaschen Wein besiegelt werden," bemerkte Steuber.

„Ei das versteht sich!" rief Blumenthal. „Der Wein ist das Bundessiegel; ohne ihn hat das Dokument keine dauernde Kraft, keine bindende Gültigkeit. Schickt euern Besen fort und laßt ein Dutzend Flaschen holen!"

„Doch wollen wir's nicht wieder so toll machen, wie gestern Abend," bat Franke.

„Bewahre!" versetzte Steuber. „Wir bleiben ja auf unsrer Kneipe, und wenn Einem was Menschliches begegnet, so legt er sich auf ein Ohr und deckt sich mit dem andern zu. Du sollst deine der gestrengen Frau Mama und dem ehrenwerthen Herrn Papa gethanen Gelübde heilig halten."

„Büblein, hier sitzt ja dein nachsichtsvoller Papa," sagte Blumenthal mit affectirter Würde.

„Die Zuchtruthe des Philisters, der die Ehre hat, dir das Leben gegeben zu haben, oder sich's wenigstens einbildet, und die Strafpredigt jenes Gefäßes, Weib genannt, in welchem einst dein Feuergeist gekeltert wurde, erreichen dich hier nicht. Und mußt du wirklich ein Buch und eine Rechnung führen, ei nun so extemporire, improvisire! Das ist die Sache des Genie's. Wer sollte auch jeden Bettel merken, wofür man den Beutel zieht. Ich will dir helfen einkalkuliren und belegen, beweisen, dokumentiren, wohin der Wind die Spreu geführt hat, die wir Geld nennen."

„Besser, man bedarf deiner dienstfertigen Hülfe nicht!" lachte Steuber. Ich habe Finessen genug im Kopfe, meinem Alten etwas vorzuschwatzen; und wenn mir meine brüderliche Liebe auch einmal ein Bein unterschlagen will, so kann die gute Haut doch nur bei der Mutter etwas ausrichten. Der Vater glaubt mir auf's Wort, und oft bewundere ich mein Talent selbst, ihn recht treuherzig gemacht zu haben."

„Du bist ein Teufelsjunge!" schmunzelte Blumenthal. „Aber desto aufrichtiger bist du gegen deinen Papa. Mein Alter — hab' ihn Gott, oder der Teufel, oder keiner von Beiden, mir gilt's

gleich — mein Alter war nie böse darüber, wenn ich ihm Geld abforderte, und fragte niemals, wofür ich es ausgegeben. Have pia anima! Also sind unsre Väter verschieden gewesen, wie alle Dinge in der Welt, und deshalb lassen sich auch höchst verschiedene Betrachtungen daran knüpfen. Und die erste ist, daß eben in der Verschiedenheit, Mannichfaltigkeit, in der Abwechselung und Beweglichkeit eben noch das Bischen nothdürftiger Reiz besteht, den dies armselige, höchst elende Leben hat. Nehmt doch die Farben aus der Welt, und Alles sieht langweilig und ekelhaft aschgrau aus. Aber was sind die Farben an und für sich? Nichts! So auch, was sind die Reize des Lebens? Nichts, gar nichts! Und was ihr von heiligen Banden, von Kindes- und Älternliebe und sonstigen engen Verhältnissen sogenannter Blutsverwandtschaft faselt, was ihr von Pflichten des Herzens salbadert: ach, ich muß herzlich lachen darüber! Es sind lauter Geburten weinerlicher Kindsköpfe. Sagt selbst, ihr Jungen, dachte wohl euer Vater in der Stunde sinnlicher Befriedigung daran, eure Existenz hervorzurufen? Und seine Kleinen zu pflegen und zu erziehen, ist Instinct, ist jedem Thiere in die Natur

gelegt. Was soll man also viel Aufhebens davon machen, daß man erzeugt und geboren worden ist, da überdies das Leben so erbärmlich und schlecht ist, daß ich in der That nicht weiß, wer mehr unsern Dank verdient, der, welcher es uns gibt, oder der, welcher es uns nimmt. Mit all' dem wollt' ich aber weiter nichts gesagt haben, als daß es die Verwandtschaft der Geister ist, der Lebensfunke, der von der Flamme des Naturgeistes ausgeströmt und in uns gefahren ist, ja das allein ist's, ihr Freunde, was uns wahrhaft und mit gutem Grund an einander fesselt. Und seht, es hat deshalb unser jugendlicher Scherz, daß ihr mich euern Papa nennt, ich euch meine Söhne heiße, eine tiefere Bedeutung: euch fühl' ich mich verwandt, vorzüglich euch beiden. Andre Verwandtschaft erkenn' ich nicht an."

„Das ist herrlich von dir!" jubelte Steuber, und schenkte die Gläser voll; denn die beorderte Magd hatte unterdessen den Wein gebracht. „Das ist köstlich! Ja, Papa, auch ich will auf Erden keine andere Verwandtschaft und Freundschaft anerkennen, als die deinige und die meiner fidelen Brüder. Du hast Recht, alles Andre sind Thorheiten. Darauf wollen wir Eins zu uns nehmen!"

Der nachdenkliche Franke ergriff sein Glas ebenfalls. Im Nu waren die Becher leer.

„Und was gedenkst du zu thun, Bruder Heinrich?“ fragte Steuber.

„Ich gedenke mich zu meinem lieben Papa und zu meinem treuen Bruder Karl zu halten, aber“ —

„Was hast du für ein Aber?“ lärmte Steuber empor. „Hier gilt kein Aber. Willst du etwa auf beiden Achseln tragen? Willst als ein unschuldig Lämmlein vor die liebe Mama treten und vom Schwesterlein dich auszanken lassen? Diese engen Begriffe passen nicht in unsern Kram. Wer unser seyn will, muß ganz und ungetheilt unser seyn. Willst du ein Theolog werden und weißt nicht, daß der Begründer des Christenthums nicht anders gehandelt hat, als wir? — Trink', Bruder!“ Sie tranken.

„Frevle doch nicht!“ bat Franke.

„Was!“ kreischte Steuber; „ich will's dir aus der Bibel beweisen, daß ich Recht habe. Mein Vater hat mich nicht vergebens dies heilige Buch ein Dutzend Mal durchreiten lassen; es ist was davon in meinem Kopfe hängen geblieben. Und ich habe unter deinen Büchern eine deutsche Bibel bemerkt, die allerdings ein angehender Theolog braucht,

der mit dem Hebräischen und Griechischen noch nicht vertraut genug ist.“ Er lief, um die Bibel zu holen, während die beiden Andern sich mit der Flasche zu schaffen machten. Steuber brachte die Bibel, schlug auf, suchte und rief: „Da hat's der Evangelist Johannes mit deutlichen Worten in der Hochzeit zu Kana gesagt! Und da es an Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Ferner hört den Matthäus im 12. Kapitel! Da er noch also zu dem Volke redete, siehe, da standen seine Mutter und seine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden. Da sprach Einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder sind draußen, und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder. Dasselbe erzählt Marcus fast mit den nämlichen Worten. Na, was bedarf's weiter Zeugniß? Wer etwas Großes in der Welt ausführen will, darf nicht an so kleinlichen Dingen hangen, wie Eltern und Verwandte.“

„Du hast den Beweis herrlich geführt, Sohn!“ belobte ihn Blumenthal. „Und daß wir etwas Großes und Außerordentliches ausführen wollen und werden, ei! das leidet hoffentlich keinen Zweifel. Die Welt taugt von der Wurzel aus nichts, und ein neuer Reformator thut Noth sowohl in religiöser, als politischer Hinsicht. Ich fühle die ungeheure Kraft in mir, die Welt zu verbessern und umzugestalten. Es muß sich endlich ein Mann aufwerfen, der diesem schlaffen Treiben unsers Zeitalters ein Ende macht, und mit angeborener Kraft die überall schlummernden Kräfte weckt und zu einem Ganzen vereinigt. Ich weiß es, daß ich dieser Mann bin; allein ich kann das Werk nicht allein vollbringen, ich muß solche brave Kerle zu Jüngern und Helfern haben, wie ihr seyd. Aber ich verlange auch wie Jener, von dem Steuber vorhin gesprochen, daß meine Jünger Alles verlassen und mir folgen.“

„Das wollen wir, Papa!“ rasete Steuber und Franke stimmte mit ein. Die Becher wurden geleert.

„Wir wollen die Welt verbessern, die arge Welt! Auf guten Fortgang des großen Werks!“ Und die Flaschen wurden statt der Gläser angesetzt und ausgetrunken so gut, wie diese.

„Ihr edlen Söhne," redete Blumenthal mit affectirter Feierlichkeit, „laßt uns einander auf das Innigste verbinden und verschwören! Man soll uns ferner nicht den Vorwurf machen, daß wir keine Blutsverwandte wären. Unser Bund und unsre Verwandtschaft sollen die innigsten und unverbrüchlichsten seyn auf der Welt. Darum thue ich den Vorschlag, wir trinken in dieser heiligen Stunde unser Blut."

„Ha, großer Gedanke! Unser Blut!" lallte Steuber auf; „und schwören auf die Bibel, nicht von einander zu lassen weder im Leben, noch im Tode."

„So sey's!" jubelte Franke, und ergriff das Federmesser von seinem Schreibetische, versetzte sich einen Schnitt in die Hand und ließ das hervorquellende Blut in einen Becher rinnen. Kaum war er seiner Sinne noch so viel mächtig, die Wunde wieder zu verbinden. Die beiden Andern waren im wildesten Rausche unterdessen seinem Beispiele gefolgt, und die Hälfte des Glases war voll vom Blute der drei Jünglinge. Blumenthal goß Wein dazu und erhob es.

„Nein," sprach Steuber mit schweren Zunge, „du gibst Jedem den dritten Theil in sein Glas!

Wir schwören zuerst, die rechte Hand auf die Bibel, die linke auf's Herz; dann trinken wir alle drei auf ein Mal."

„So sey's!" rief Franke, und das gemischte Blut wurde getheilt.

„So wahr uns Gott helfe zeitlich und ewiglich," begann Blumenthal mit schauerlich tiefer Stimme, „wir wollen zusammen halten als die innigsten Blutsverwandten und Freunde in Leben und Tod. Nichts soll uns trennen!"

„Nichts soll uns trennen in Leben und Tod," brüllten alle drei im Chor, „so wahr uns Gott helfe zeitlich und ewiglich!" Ihre rechten Hände lagen auf dem Buche der Bücher.

„Darauf trinken wir unser Blut und wollen fortan nur seyn wie ein einziger Mann!" fuhr Blumenthal fort.

„So wahr uns Gott helfe!" lallten alle drei und leerten die verhängnißvollen Becher.

Eine schauerliche Stille. In demselben Augenblicke schlug die Uhr auf dem nahen Nicolai-Thurme Eins. Es war den drei Frevlern, als gewahrten sie durch den Nebelschleier des Rausches hindurch die Stubenthüre sich öffnen und irgend ein seltsames

Antlitz hereinstarren. Doch eben vergingen ihnen die Sinne und bewußtlos stürzten sie zu Boden.

In wüsten Morgenträumen lag Heinrich Franke, als ihn seine neuen Blutsverwandten aufjubelten. Wie sie in die Betten gekommen, wußten sie nicht. Heinrich fühlte ein drückendes Unbehagen. Das Bild seiner Eltern stand plötzlich wieder lebhaft in seiner Seele; alle ihre Ermahnungen bei'm Abschied wurden frisch und lebendig, er glaubte Lina's Worte zu hören; und mit geheimen Vorwürfen erhob er sich. Ein leichter Schauder durchrieselte ihn bei dem Gedanken an das, was er in voriger Nacht gethan. Aber die ausgelassene Freude der Freunde ließ ihn gar nicht recht zur Besinnung kommen. Das Entzücken über den Gewinnst von gestern Abend brach nun erst recht laut hervor; sie tanzten mit Tischen und Stühlen in der Stube herum, und rissen Heinrich bald im Strome des Jubels unaufhaltsam mit fort. Steuber hatte schon wieder neuen Wein besorgen lassen; es wurde gesungen, gezecht und getobt, und die Freude wurde bald zur rasendsten Ausgelassenheit.

„Sohn, du bist ein Glückskind!" rief Blumen-

thal Heinrich zu; „du mußt etwas wagen und versuchen. Sakrament! du kannst dir Reichthümer erwerben am grünen Tische.“

„Solch Glück hat uns die schöne Böhmin gebracht!“ meinte Steuber. „Deshalb dächt' ich, wir machten ihr eine Visite diesen Morgen, um uns schön zu bedanken.“

„Wie ist mir denn?“ sagte Franke plötzlich ganz nachdenklich. „Habe ich denn nicht in voriger Nacht, als wir eben am lustigsten waren, die Böhmin zur Thüre hereinschauen sehen?“

„Junge, du kannst Recht haben,“ versetzte Blumenthal. „Mir ist's auch, als hätte ich sie gesehen; aber sie kam mir ganz abscheulich alt und häßlich vor.“

„Narrenspossen!“ rief Steuber. „Ich habe sie auch zur Thüre hereinglotzen sehen; es wird aber wohl der Besen gewesen seyn, und wir waren alle drei kapital besoffen.“

„Wenn ich mir die seltsame Erscheinung recht deutlich in's Gedächtniß zurückzurufen suche, so ist mir, als hätte sie große Ähnlichkeit von dem Bauernmädchen gehabt, von dem ich euch erzählt habe,“ sagte Franke.

„Du bist ein Faselhans!“ schalt Steuber und

zog ihn fort. Rasch trabten sie um die Stadt dem Ranstädter Steinweg zu. Die Böhmin schien sie erwartet zu haben; denn durch einen sehr eleganten Anzug hatte sie ihre Reize noch mehr gehoben und war wirklich noch weit schöner, als am Tage vorher. Mit bezaubernder Anmuth empfing sie ihre Verehrer, reichte jedem die kleine weiße Hand und durchbohrte ihn mit einem liebeglühenden Blicke.

„Ich fürchtete schon, Sie würden die arme Putzhändlerin in ihrem Stübchen vergessen haben," sagte sie scherzend.

„Sie sind gewiß besser von Ihrer magnetischen Kraft überzeugt," erwiederte Blumenthal, „als daß Sie nicht wissen sollten, wie das zieht."

„Ei, Sie werden doch nicht eisern seyn wollen? Mit eisernen Männern möcht' ich nichts zu schaffen haben. Hab' ich immer die armen Ritterfrauen bedauert, die die eisernen Herren um sich herum spazieren sehen und ihre stahlharten Liebesbezengungen mit guter Miene hinnehmen mußten! Ich lobe mir das warme Fleisch und Blut nnd will weder von eisernen, noch hölzernen Männern etwas wissen."

„Nun, wir sind keins von Beiden; darauf können wir schwören!" rief Heinrich und umschlang das

üppige Mädchen, ihr einen feurigen Kuß auf die Lippen drückend, den er brennend erwiedert fühlte. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, taumelte er auf den Stuhl zurück. Die Unterhaltung ging wieder in demselben Tone fort, den sie gestern schon angenommen hatte, nur daß das Mädchen noch weit muthwilliger war und die Jünglinge durch Tändeln, Schäckern und Scherzreden noch wilder anfeuerte. Diese erfuhren nun auch von ihr, daß sie Sibylle heiße und künftig in jeder Messe zwei Wochen lang dies Stübchen bewohnen werde.

Gegen Mittag forderte sie ihre Gesellschafter zu einem Gang in die Stadt auf. Ihren Arm reichte sie Heinrichen; Blumenthal nahm den andern. Wohin sie nur gingen, ruhten alle Männeraugen mit Wohlgefallen und Begierde auf ihr. Einige Geschäfte waren in Zeit einer Stunde besorgt. Hierauf bat Blumenthal die Schöne, mit ihnen im Hotel de Russie zu speisen, und sie schlug es nicht aus.

Ueber Tafel benahm sich Sibylla mit dem größten Anstand und einem so vornehmen Ernst, daß sie ein ganz andres Wesen, als vorhin, zu seyn schien. Die entzückten Herren ließen sich sehen und der beste Wein des Hauses schäumte in ihren Gläsern.

Nach der Tafel machten sie einen Spaziergang um die Stadt, und auf Blumenthal's Vorschlag ließen sie sich von einem Lohnkutscher nach einem benachbarten Lustort fahren, wo sie den Nachmittag sehr vergnügt und in dem frühern vertraulichen Ton sich bewegend zubrachten.

Obgleich das reizende Mädchen gegen alle drei mit ihren Gunstbezeugungen nicht karg war, so schien sie doch den stämmigen Heinrich am meisten auszuzeichnen. Und dieser ward dadurch in einem immerwährenden Rausche erhalten; bei jeder ihrer Berührungen durchzuckte es ihn siedend heiß, ja wenn ihr Hauch ihn anwehte, blieb er kaum seiner Sinne mächtig. Aber er war auch wie mit Zauberkräften an ihre Seite gebannt, und sie wußte sich immer etwas mit ihm zu schaffen zu machen.

In die Stadt zurückgekehrt, besuchten sie das Theater und nach Beendigung des Schauspiels ließ sich Sibylle von ihren Anbetern bis an ihre Wohnung begleiten, wo sie sie streng verabschiedete, aber zu einem Frühstück auf den folgenden Tag einladete.

Das wonnedurchströmte Freundekleeblatt taumelte von da zur Pharaobank. Heinrich spielte mit abwechselndem Glück; die andern beiden verloren

meist. Bis lange nach Mitternacht zerquälten sie sich am runden Tische, aber sie mußten doch endlich mit einigem Verluste abziehen.

Erwartungsvoll schlugen ihre Herzen dem folgenden Morgen entgegen, und Jeder baute still in seiner Brust ein Plänchen zur Befriedigung seiner Wünsche bei der reizenden Böhmin. Die Eitelkeit putzte Jeden auf die vortheilhafteste Weise heraus und in ihren besten Röcken wanderten sie zu dem Wunderkinde. In schneeweißem Morgenanzuge hüpfte ihnen die Reizende munter entgegen und bewillkommte Jeden ungezwungen mit einem Kusse. Ihr Malaga und Madera floß wie Feuer durch die Adern und steigerte die Begeisterung der jungen Helden bis auf den höchsten Grad. Blumenthal erklärte ihr, während sie um den kleinen Tisch saßen und sich's vortrefflich schmecken ließen, unumwunden seine Liebe und deren heiße Wünsche; und da die Bahn einmal gebrochen war, so stürmten die Andern mit gleichen Äußerungen nach. Aber augenblicklich umwölkte sich Sibylla's heitres Gesicht, und mit zürnendem Ernste verwies sie den Jünglingen ihr unbesonnenes Begehren, und verbat sich mit strenger Höflichkeit ihre Besuche, wenn sie in

keiner andern, als solch unlauterer Absicht statt finden sollten. Als sie sich mit Würde über diesen Punkt ausgesprochen hatte, lenkte sie leicht das Gespräch auf andre Gegenstände. Die ungebundene Heiterkeit hatte sich jedoch verloren und wollte sich auch nicht wieder einstellen; im Widerstreit der Gefühle begaben sich die scheinbar abgekühlten Liebesritter mit dem Versprechen hinweg, Sibylle Abends wieder in's Theater abzuholen. Steuber benutzte die von ihr gezeigte Strenge, um auf sie loszuziehen; er schimpfte wacker, und ließ kein gutes Haar an ihr, in der Meinung, seine Freunde dadurch gegen sie einzunehmen. Er hoffte dann allein Hahn im Korbe zu werden. Blumenthal durchschauete ihn und gab, um ihn sicher zu machen, manches Wort dazu, beschloß aber bei sich, das liebreizende Geschöpf zu überraschen und dann schon zu siegen. Es ist ja natürlich, tröstete er sich, daß sie mich in Beiseyn der Andern nicht erhört; sie ist ja nicht so gemein. Solch ein Liebesverhältniß will zart und geheimnißvoll behandelt seyn; unter'm Schleier küßt sich's am süßesten. Heinrich wußte sich von Sibylle'n am meisten begünstigt und gedachte deshalb ebenfalls einen Besuch allein bei ihr

zu machen. So gewiß war er seines Siegs', daß er, im Geist sich glücklich träumend, laut aufjauchzte und Bockssprünge machte.

Den übrigen Theil des Tags brachten sie bei der Weinflasche in öffentlichen Häusern, den Abend im Theater neben Sibylle'n, und die Nacht am Pharaotische zu. Heinrich gewann wieder; auch die Andern, doch alle nur mäßig.

Am Montag Morgen kam Steuber auf Franke's Stube und sagte: „Ich habe etwas mit meinem Bruder Emil zu sprechen; du kannst mich zu dem Obscuranten begleiten, Franke. Wenn ich allein hingehe, so zank' ich mich in den ersten drei Minuten mit dem unverträglichen Bengel."

„Ich will doch sehen, ob ich euch nicht zu einigen Brüdern machen kann," versetzte Franke und rüstete sich zum Gehen.

„Du weißt, was ich von der Blutsverwandtschaft halte," sagte Steuber; „darum unterlass' das. Wir sind Freunde und Brüder; Emil geht meinem Herzen nichts an."

Sie traten in ein enges Dachstübchen, dessen Wände fast durchaus mit Büchern und Charten ta-

peziert waren. In einem Folianten studirend, neben sich eine ausgebreitete Landcharte, saß Emil Steuber.

Sein sanftes Auge strahlte von innerer wahrer Freude, die ihm die Wissenschaft bereitete; über sein ganzes Wesen war edle Ruhe ausgegossen. Mit freundlicher Anmuth erhob er sich und reichte den Eintretenden liebreich zum Willkommen die Hand.

Heinrich Franke fühlte sich unwillkührlich von dem schönen Jünglinge angezogen, aber zugleich auch tief durch den Gedanken beschämt, wie sehr verschieden sein Weg von dem des fleißigen Emil sey. Ihm fielen wieder Vater, Mutter, Schwester und Lina ein; dann dachte er: wenn die Collegia erst angehen, willst du recht fleißig seyn.

Mit rauhen, dürren Worten brachte Karl vor, was ihn in die stille Wohnung seines Bruders geführt; Emil befriedigte ihn sogleich dienstwillig, deutete aber mit einigen schonenden Worten auf Karl's zügelloses Leben hin.

„Stimmst du schon wieder die alte Leier an?“ rief Karl hitzig. „Ich wiederhole dir nicht noch zehn Mal, daß du weder mein Herr, noch mein Hofmeister bist.“

„Wie du mich doch immer mit Fleiß unrecht verstehen willst, um mich tief zu kränken," erwiederte Emil sanft, und eine Thräne perlte in seinem geistvollen blauen Auge.

„Stets und auch jetzt habe ich dich nur gebeten, freundlich, brüderlich gebeten, du möchtest dich doch mehr mit den Wissenschaften befreunden, möchtest dich nur bestreben, den hohen Genuß, den sie gewähren, kennen zu lernen, möchtest nur einmal ihren Kern kosten und nicht stets an der Schaale herum nagen; denn ich bin überzeugt, hättest du einmal ihre Herrlichkeiten geschmeckt, du würdest niemals mehr von der göttlichen lassen. Ich wünschte ja nie, daß du allen Lebensfreuden entsagen mögest, für die deine Natur mehr geschaffen ist, als die meinige; ich bat nur, du möchtest deine Zeit eintheilen und stellte dir vor, daß du bei deinen schönen Fähigkeiten dann stets gute Fortschritte machen würdest. Wie du aber lebst, kannst du durchaus nichts lernen. Willst du denn nun nie einsehen, wie gut ich's mit dir meine?"

„Es ist gerade, als wenn ich die Mutter sprechen hörte!" versetzte Karl mit Hohnlachen. „Du bist ihr wahres Echo, Brüderchen! und ich glaube,

du hast die Sucht, Moral zu predigen mit ihrer Milch eingesogen. Disputire nur bald **pro facultate legendi**, und schlage Moral an; du wirst's im Kurzen zum **Professor ordinarius** bringen.

„Meiner magst du spotten," erwiederte Emil seufzend; „aber nie hätte ich geglaubt, daß dein härter, ungezogener Spott auch die edle hochvortreffliche Frau nicht verschone, die dich undankbaren Menschen unter dem Herzen getragen, wie mich, die uns beiden die Lehren der Weisheit und Tugend früh in's Herz gesäet. Aber bei dir säete der Teufel über Nacht sein Unkraut darunter, und das ist emporgeschossen und hat die gute Saat erstickt. Ich habe dich immer nur für einen leichtsinnigen Menschen gehalten; jetzt zwingst du mich mit den widrig herzlosen Worten, die du eben gesprochen, dich auch für schlecht zu halten. Ich sehe mit dem tiefsten Schmerz, daß alle Bitten und Ermahnungen bei dir vergebens sind, und möchte blutige Thränen über dich weinen."

„Du hast dies Mal vollkommen recht, Bruderherz!" lachte Karl. „Incommodire dich auch ferner nicht, wenn ich unterthänig bitten darf. Werde du hinter deinen Büchern grau und krieche zusammen

wie eine Raupe; doch bedenke dabei das goldene Sprüchlein:

Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe!
Sehe Jeder, wo er bleibe!"

„Du vergißt den letzten Vers, Bruder! und den geb' ich dir zu bedenken," erwiederte Emil und recitirte mit Nachdruck: „Und wer steht, daß er nicht falle." Hierauf wandte er sich mit einem tiefschmerzlichen Zug im Gesichte zu Franke'n: „Werden Sie Theologie studieren?"

„Ich habe es Willens," antwortete dieser.

„Wenn ich Ihnen in irgend etwas nützlich werden kann, so rechnen Sie auf mich. Ich arbeite seit drei Jahren in diesem Fache, und bin in den Elementarkenntnissen desselben etwas bewandert. Ich stehe zu Diensten mit allem, was ich weiß. Auch erfreue ich mich des Umgangs der hiesigen Professoren und könnte Sie bei manchem einführen und Ihnen hinsichtlich der Collegia, der Benutzung der öffentlichen und Privatbibliotheken einen kleinen Vortheil verschaffen. Haben Sie sich schon bei dem Einen und dem Andern gemeldet und die ersten Collegia belegt?"

„Noch gar nichts habe ich gethan,“ versetzte Franke betroffen.

„Dann thue ich Ihnen vielleicht einen Gefallen, wenn ich Ihnen einen Studienplan vorlege und Ihnen diejenigen Vorlesungen, welche sie zuerst zu besuchen haben, bezeichne. Auch will ich sodann recht gern mit Ihnen zu allen Lehrern der Theologie gehen, um Sie dort vorzustellen. Dem Namen meines Vaters verdanke ich ihrer aller Bekanntschaft.

„Sie werden mich allerdings durch diese Gefälligkeiten sehr verbinden und zu Ihrem Schuldner machen,“ erwiederte Franke immer beschämter.

„Nun so will ich morgen zu Ihnen kommen, um Sie umherzuführen,“ sprach der Gutmüthige und reichte dem von Gewissensbissen gepeinigten Heinrich die Hand. Karl aber, der unterdeß singend und pfeifend im Zimmer auf und ab gelaufen war und oft mit ungestümen Worten zum Aufbruch gemahnt hatte, zog Franke jetzt schier mit Gewalt zur Thüre hinaus.

Der fleißige junge Mann, der sich ihm so wohlwollend gezeigt, hatte einen von sehr gemischten Empfindungen begleiteten Eindruck auf Heinrich

gemacht. Er überhäufte sich ernstlicher, als je, mit Vorwürfen, daß er, so weit entfernt von dem geistig ruhigen Leben, das in stiller Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaft allein Glück und gewiß ein dauerndes Glück findet, auf dem wilden Meere der Leidenschaft umhertreibe und in eitler Lust seine Tage ersäufe. Wohl hatte er immer eine Ahnung jener höhern geistigen Wonne gehabt; jetzt erwachte die Sehnsucht nach ihr recht lebendig und stark in ihm, unterstützt von der Erinnerung an die Pflichten, die er sich, den Ältern, den Geschwistern und der Geliebten schuldig war. Wie mahnende Worte klang es in seiner Brust, sich an den edlen Emil anzuschließen und unter seiner Leitung die Bahn zu verfolgen, die ihn zum Frieden mit sich selbst und zum wahren Glücke führen sollte. Stumm und in sich gekehrt ging er neben dem auf den Bruder schimpfenden Karl her; aber leider hatte er die Kraft nicht, sich diesem entgegen zu stellen und Emil zu vertheidigen. Inzwischen war heute nichts mit ihm anzufangen, und Karl mochte schütteln, wie er wollte, Heinrich fing zu Hause an, seine Bücher zu ordnen, Hefte zu machen und sonstigen Effekten einen bestimmten Platz in Büreau und

Stube anzuweisen. Der unruhige Steuber konnte dies Treiben seines Freundes nicht mit ansehen und ging, um den Papa aufzusuchen.

Franke fand so manches theuere Andenken an die geliebte Lina, bald eine schöne glänzende Haarlocke, bald ein Päckchen Briefe, die sie ihm einst geschrieben, als sie einige Monate bei einer Tante auf einem entfernten Landgute zugebracht hatte, und endlich ein kleines Kästchen von rothem Saffian, worin der schöne goldne Ring lag, den sie ihm vor einigen Wochen mit der Bitte geschenkt, ihn nicht eher als auf der Universität zu tragen.

„Du sollst mir ein Talisman seyn!“ rief er überrascht und steckte den hellglänzenden Reif an den Finger, besah ihn mit innigem Wohlgefallen und faßte immer mehr gute Vorsätze bei seinem Anblick. Mit zufriedenem Blick sah er bald auf die wohlgeordneten Materialien seines künftigen Fleißes hin; nun ergriff er die Feder, um all' den lieben Angehörigen seine Ankunft zu melden und Linen den zärtlichsten Brief zu schreiben. An die Erledigung dieser Pflicht hatte er bis jetzt nicht ohne ein heimliches Grausen denken können; jetzt konnte er doch ruhig das Papier füllen. Heiter und froh war

ihm unter diesen stillen Beschäftigungen der Nachmittag vergangen, und kein beunruhigender Gedanke weder an die Böhmin, noch an die neuen Freunde war in seiner Seele aufgestiegen. — Als er die Briefe selbst auf die Post trug, lächelte ihn der Abend so mild und freundlich an; alle Büsche grünten und unzählige Spaziergänger wogten um die Stadt. Es zog ihn in die Menge und er wurde von ihr fortgetrieben, ergötzt von der mannichfachsten Abwechslung. Der Jüngling hatte sich im Anschaun der verschiedenen Menschen im Gewühle schier selbst vergessen, als er plötzlich die böhmische Putzhändlerin mit allen Reizen, die die Natur und eine kunstfertige Hand einem weiblichen Wesen verleihen können, vor sich stehen sah.

Es überbrühete ihn siedend heiß bei ihrem Anblick; es durchzuckte ihn elektrisch, als er ihre Hand unwillkührlich ergriff.

„Sie gehen doch mit mir?“ flötete sie mit unwiderstehlicher Freundlichkeit, und ihre Augen lachten so verführerisch und strahlten so sehnsüchtig, daß Franke ihre Blicke im Mark seiner Gebeine brennen zu fühlen glaubte. Schon hatte er ihren dargebotenen Arm gefaßt, schon sich umgekehrt und stam-

melte viel von seinem Glücke und ihrer besondern Gunst. Mehrmals versagte ihm die Stimme vor der süßen Angst sinnlicher Begierde, die in ihm auftobte und deren wonneschauerige Befriedigung ihm so nahe winkte. Sie aber kosete so zärtlich, erklärte so ungebunden warm, daß sie ihn lieber sähe, als seine beiden Freunde, und riß mit solchem Sirenengesang den leicht entzündbaren Jüngling zum tollsten Taumel aufgeregter Leidenschaft hin. Wie ein Erdbrand tobte es in seiner Brust, und die verderbliche Lava suchte sich vergebens einen Ausweg. Seine Hand hielt die ihrige krampfhaft umschlungen; wie ein Wahnsinniger starrte er ihr in die funkelnden schwarzen Augensterne, als wollte er sich in das Gluthmeer derselben versenken, um das der eignen Brust darin zu löschen.

„Sie haben heute einen sehr schönen Ring am Finger," sagte Sibylle, ohne jedoch weder Hand, noch Ring anzusehen. „Sie trugen ihn noch nicht, und haben sich also, wie es scheint, heute verlobt. Und das muß ich erst bemerken, seit ich schwach genug gewesen bin, Ihnen zu gestehen, wie gewogen und ergeben Ihnen mein schwaches Mädchenherz ist!"

„O, den Ring habe ich schon lange!“ entgegnete Franke nicht ohne Verlegenheit, die er aber unter der Maske des Leichtsinns zu verstecken suchte; „er ist von einer alten Bekannten, von einer Jugendfreundin.“

„Und Braut?“ hängte Sibylla an seine gleichgültig thuenden Worte.

Da erfasste den Jüngling der Geist der Lüge, und mit böser Frechheit, die Stimme seiner Brust erstickend, verläugnete er die taubensanfte, ihm treu ergebene Lina.

„Was, Braut!“ rief er; „ich habe keine Braut. Frei, wie der Vogel in der Luft, muß der Bursche seyn; und das war ich zeither, bis ich mit einem Flügellein an der süßen Fangruthe hängen blieb, die über den wunderherrlichen Augen eines gewissen böhmischen Mädchens aufgesteckt ist. Ja, Sibylla, — gesteh' ich's nur — ich habe meine Freiheit an Sie verloren. Wer auch wollte ungestraft zu tief in solche Augen sehen, die in jedem Blicke Liebe und Genuß verkünden? Sie werden meine Ergebenheit doch nicht unbelohnt lassen?“

„Wenn Ergebenheit ein Verdienst ist, muß es seinen Lohn haben. Denn kein Verdienst darf un-

belohnt bleiben. Diesen streitigen Punkt lassen Sie uns diesen Abend bei einer Tasse Thee auf meiner Stube in's Reine bringen.

Da schlang er seinen Arm um sie. Die Nacht hatte ihren Schleier über sie geworfen. Sie standen gerade dem Ranstädter Steinweg gegenüber.

„Du bist zu kühn, lieber Junge!" lispelte sie ihm in's Ohr, das nahe an ihrem Munde lag; denn von unaussprechlichen Gefühlen überwältigt, war sein Kopf auf ihren wogenden Busen herabgesunken. Und fort zog sie ihn über die Brücke nach ihrer Wohnung.

Hier war Alles so lockend rein und schön aufgeputzt, das Bettchen blüthenweiß überzogen, der Tisch gedeckt und mit Blumenstöcken besetzt, und durch das geöffnete Fenster quollen die Frühlingsdüfte der Blumen des nahen Rosenthals.

Sibylla trug Backwerk und zwei Weinflaschen auf; bald prangten zwei herrliche, geschliffene böhmische Glasbecher auf dem Tische und wurden mit dem flüssigen Feuer des Weins gefüllt. Sie stießen an; sie tranken. Auge glühte im Auge; sie verschlangen sich mit lebensheißen Blicken. Heinrichen mochte die Brust zerspringen. Er glaubte die in ihm

tobende Gluth mit Wein kühlen zu können; er fachte sie nur noch höher an. Endlich rasete er und schlang seine Arme wild um ihren üppigen Leib. Sie wehrte ihn ab, und er stöhnte: „Sei nicht grausam und erhöre mich!“

Sie wich zurück, deutete auf seine rechte Hand und sagte: „Gib mir den Ring und ich bin dein.“

Da tauchte Lina's bleiches Bild in Heinrich's Seele, wehmüthig blickend, auf; aber es konnte sich nicht in den Vordergrund derselben ringen. Die Gewalt des gefährlichen Augenblicks und der Geist des Weins, der seine Sinne in wüthende Aufregung gebracht hatte, siegten über ihn; er riß den Ring vom Finger und reichte ihn der Böhmin, die gierig darnach griff und ihn an ihren Finger steckte. Dann hob sie ihr Weinglas auf und sagte: „Auf Lieb' und Treue bis in den Tod!“

In wilder Hast ergriff er sein Glas und stieß es mit solcher Kraft wider das ihrige, daß beide in Stücke zersprangen. Rasch wollte er den Rest des Weins aus dem seinigen noch schlürfen, schnitt sich aber mit der scharfen Spitze der Scherbe die Unterlippe auf, daß das Blut heftig hervorschoß und in die geleerte Scherbe träufelte. Sibylla lachte

dazu ganz seltsam und ihre schwarzen Augen glühten mit unheimlichen Blitzen auf des Jünglings Blut hin. Schnell holte sie ein Fläschchen mit Balsam herbei, bestrich die Wunde, und das Blut stillte sich. Nun aber wollte der Tobende sie wieder mit beiden Armen umschlingen; aber sie drängte ihn mit mehr als weiblicher Kraft zurück und sagte: „Versprich mir zuvor schriftlich, daß du heute über's Jahr mein ehelich Gemahl seyn willst. Dann will ich mich dir ganz ergeben. Eher aber erlangst du durchaus nichts von mir.“ Damit schob sie ihm einen Bogen Papier und eine Feder hin. Heinrich war in diesem Augenblicke zu Allem fähig; denn die gräßlichste Leidenschaft durchwüthete ihn. Ohne sich zu besinnen, griff er zu der Feder und rief: „Wo ist die Dinte?“

„Ach, wie abscheulich!“ sagte Sibylla; „nun ist gerade die Dinte in meinem Dintenfäßchen ganz vertrocknet. Was fangen wir nur schnell an?“ Sieh' doch! da haben wir ja in der Scherbe die schönste rothe Dinte. Die thut uns jetzt die besten Dienste.“ Sie nahm während dieser Worte die Feder aus seiner Hand, tauchte sie in sein Blut und reichte sie ihm hin. Er schrieb rasch, daß er ihr gelobe,

sie binnen Jahr und Tag zu heirathen. So wie er seinen Namen unterzeichnet hatte, riß sie ihm das Papier weg und verschloß es in einem Wandschranke, holte ein schmales Reiflein heraus, steckte es ihm an den Finger mit den Worten: „So bist du nun mein verlobter Bräutigam und es ist eben so gut, als wenn uns ein Priester schon verbunden hätte." Drauf verschloß sie die Thüre. Heinrich umarmte sie liebeglühend. Sie verwehrte ihm nichts. Erst als der Frühlingsmorgen seine hellen Augen aufthat, schlich er noch wie ein Träumender seiner Wohnung zu.

Erst gegen Abend taumelte Franke aus einem bleischweren Schlafe empor. Wüste, entsetzliche Träume waren während desselben durch seinen Kopf gezogen, ungeheure Schreckensgestalten hatten ihn angegrinst und die Erinnerung an sie erfüllte ihn mit Schaudern. Aber diese Erinnerung führte eine noch weit gräßlichere in seiner Seele herauf: die an die Sünde des verwichenen Abends, an die Übelthaten der vergangenen Nacht; und die Schauder wurden zum Verzweiflungssturm. Er vermißte Lina's Ring an seiner Hand und sah dafür den der Böh-

min; und der Sturm wurde zum Orkan. Ein wilder Schrei entfuhr unwillkührlich seinem verzerrten Munde und erinnerte an die furchtbaren Mächte des Wahnsinns, die in solchen Augenblicken unsichtbar über dem Haupte des Unglücklichen schweben. Die Qualen der Reue kamen über ihn und zerfleischten ihm das Herz mit ihren grimmigen Geißelhieben. Aus dem Chaos seiner wüthend schmerzlichen Empfindungen rang sich endlich der Gedanke zur Klarheit: Alles daran zu setzen, Lina's Ring und die verhängnißvolle Verschreibung von der Böhmin wieder zu erlangen. Und als er dies klar gedacht, raffte er sich auf und rannte durch die nachterfüllten Straßen dem Ranstädter Steinwege zu. Im Hofe des Hauses, wo Sibylla wohnte, angelangt, sah er Licht iu ihrem Zimmer, stürmte wie ein Rasender die Treppe hinauf und pochte mit wilder Heftigkeit an die Thüre, als er diese verschlossen fand. Die Heftigkeit steigerte sich zur Wuth, als nicht geöffnet wurde; und aller Überlegung baar, und allein von dem unklaren Gedanken durchzuckt: es wäre wohl gut, wenn die Böhmin nicht zu Hause sey, dann könne er ihr die Schrift und vielleicht auch den Ring aus dem Schranke rauben, wohin sie Beides verschlossen, drückte er

mit der in seinem Zustande auf's Höchste gesteigerten physischen Jünglingskraft die Thüre aus dem Schlosse, daß sie weit aufsprang und das Eisenwerk klirrend zur Erde fiel.

Mit funkelnden, starr auf den Glasschrank gehefteten Augen stand er in der Stube; da regte sich etwas auf dem Bette und zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Ein uraltes, über alle Beschreibung häßliches Weib erhob sich keuchend und mit Mühe und fragte mit schwacher, hustelnder Stimme, wer sie auf eine so unerhört gewaltsame Weise in ihrer Ruhe störe.

„Wo ist Sibylla?" rief Heinrich statt der Antwort und zurückschaudernd vor dem entsetzlichen Scheusal.

„Sie ist nicht zu Hause," versetzte die Alte. „Dienstags und Freitags Abends hat sie Geschäfte und heute ist Dienstag. Kommen Sie morgen, wenn Sie mit ihr zu sprechen haben," keuchte die Alte.

„Wo ist sie? Ich muß sie aufsuchen, ich muß sie sprechen!" rasete Heinrich.

„Es geht nicht, junger Mensch!" lachte die Alte mit heiserer Stimme, deren Ton dem Jüngling durch Mark und Bein drang. „Und nun fort von

hier, oder ich rufe den Hausmann und lasse den Ungestümen, der die Thüre erbrochen, hinaus bringen."

„Franke aber ergriff die Lampe, und leuchtete in den offenen Glasschrank. Kein Geschrift, keinen Ring fand er dort, wohl aber die Scherbe mit seinem Blute. Er schauderte davor zurück und die Alte trieb ihn mit ihrem scheußlichen Lachen aus dem Zimmer. Er irrte durch die Straßen, sein Kopf brannte fieberisch; die Kühle der Nachtluft konnte die Hitze nicht bändigen.

Spät in der Nacht kam er nach Hause, todtmatt und von eisigem Froste geschüttelt. Kaum umhüllte das Bett seine Glieder, als ihm das Bewußtseyn verging. Eine hitzige Krankheit schlug ihre glühenden Fittige über seinem Haupte zusammen und schüttete Funken auf ihn herab.

Erst eine ganze Woche später erkannte Heinrich Franke die beiden an seinem Bette sitzenden Freunde wieder. Ihm war's, als erwache er den Morgen nach dem mißlungenen Versuch, sich wieder in Besitz seines Rings und der unglücklichen Verschreibung zu setzen; die seit jenem Abende und diesem Tage verstrichene Zeit war für ihn nicht gewesen. Aber

in demselben Augenblick, wo das Bewußtseyn wieder bei ihm eintrat, kam auch das heftigste Verlangen in Begleitung von namenloser Angst über ihn, den Ring und das Papier zu besitzen. Mit schwacher Stimme bestrebte er sich, dem Papa Blumenthal sein Abenteuer mit der Böhmin mitzutheilen und denselben aufzufordern, daß er sich sogleich nach Sibyllens Wohnung begeben und die beiden verlangten Gegenstände unverzüglich und durch jegliche Mittel herauspressen solle.

Blumenthal ließ den Kranken aber nicht ganz ausreden, sondern rief lachend: „Liebes Söhnlein, um diese Betteleien kümmre dich keinen Augenblick! Zu deiner Beruhigung sollst du erfahren, daß die kleine Hexe von mir eine Handschrift gleichen Inhalts erhalten hat."

„Nun, da der Papa offenherzig bekennt," sagte Steuber, „so darf der Sohn auch nichts verschweigen. Um zum schönen Ziele zu gelangen, das ihr beide so gut erstrebt habt, wie ich, gab ich ihr eine kleine Verschreibung, sie binnen Jahr und Tag zu heirathen, so gut wie ihr. Seht, ich trage eben solch einen Ring von ihr am Finger, wie ihr."

„Sonderbar!" lispelte Franke. „Ich weiß ge-

wiß, ich habe mich gestern Abend dieses Ringleins entledigt und es mit Abscheu von mir geworfen; wie kommt er nur wieder an meinen Finger?“

„Sprich doch nur nicht von gestern Abend, Sohn!“ rief Blumenthal; „du liegst seit acht Tagen im Bette und die Böhmin ist schon gestern früh abgereist und hat unsere Verschreibungen mitgenommen. Nun, alle drei können wir sie nicht heirathen; das siehst du doch trotz deines schwachen Kopfes ein, Sohn Heinrich. Soll ein Opfer fallen, so wird es euer Papa seyn, ihr Schlingel. Und in der That, ich bin gar nicht abgeneigt, ihr mein Wort zu halten. Daß sie euch ein Bischen lieb gehabt hat, daraus mach' ich mir gar nichts; ihr seyd meine Söhne, Freunde und Blutsverwandte. Daß sie beträchtliche Batzen hat, davon hab' ich mich überzeugt, und ich gesteh' es euch, sie hat mich in den Stand gesetzt, noch ein halbes Jahr in besten Umständen bei euch zu bleiben. Also, Sohn Franke, lass' dir keine grauen Haare wachsen. Ich entbinde dich deines Heiraths-Versprechens, und so einen Bettelsring, wie der deinige war, lassen wir machen — er soll gerade so aussehen und von dem deinigen nicht zu unterscheiden seyn. Ich bezahl' ihn, er

mag kosten, was er will. Heirathe du deine sanfte, unschuldige Lina in deinem Krähwinkel, wenn du in einem halben Jahrhundert ein Mal so glücklich bist, ein elendes Pastordienstchen zu erschnappen; ich werde mit meiner Sibylla und ihren Geldern nach Wien gehen und dort eine meinen Talenten angemessene Rolle spielen."

Heinrich's Brust hob sich leichter.

„Ich gönne dir dein Glück von Herzen, Papa," spöttelte Steuber, „und daß du den Sieg über uns davon getragen hast, ist mir besonders angenehm. Übrigens kann ich dich versichern, daß mir Sibylla ebenfalls bedeutende Summen angeboten und mir ihre Adresse gegeben hat, um mich ihrer goldnen Hülfe bedienen zu können, sobald ich derselben bedürfe. Sie hat mir versprochen, mit mir nach Paris zu gehen, mich adeln zu lassen und dergleichen mehr, und ich habe sie in dem Wahne gelassen, als sey es mir mit meinem Eheverlöbniß ein Ernst gewesen, obgleich ich im Stillen stets darüber gelacht habe."

„Du bist ein Schuft," fuhr Blumenthal auf, „daß du nach meiner eben abgegebenen Erklärung noch so etwas sagen kannst. Weißt du auch, daß

du meine Braut lästerst, und ich werde das nicht von dir leiden."

„Ich kann unmöglich glauben, daß es wirklich dein Ernst ist, eine solche Metze zu heirathen," rief Steuber aufgebracht.

„Für dieses Wort bist du gefordert," versetzte Blumenthal ruhig.

„Ich stehe zu Diensten," versetzte der Andre pikirt. „Wir können es morgen auf meiner Stube abmachen."

„Punkt Sechs bin ich mit Waffen und Sekundanten da."

Franke wollte dazwischen reden, wurde aber nicht gehört. Gleich ihm ließ auch ein Hund unter dem Tische sich murrend vernehmen. Als nun die beiden Blutsverwandten nichts mehr mit einander zu reden hatten, fragte Franke:

„Was ist denn für ein Hund in der Stube?"

„Er gehört mir," sagte Blumenthal, „und ist ein Geschenk von Sibyllen."

„Von Sibyllen?" fragte der Kranke verwundert; „ich habe doch keinen Hund bei ihr bemerkt."

„Er lag angebunden in einem Stalle. Als sie abreiste, lief er neben dem Wagen her und als ich

von ihr schied, machte sie mir ein Geschenk mit dem schönen Vieh. Komm her, Tiger, zeige dich!"

Der Hund stand auf, ein großes schönes Thier, und streckte sich gähnend; dann legte er die Vorderpfoten auf das Bett und sah Franke'n unverwandt in's Gesicht.

„Der Hund hat unheimliche Augen für mich," bemerkte Heinrich endlich, „und je länger er mich ansieht, desto bänger wird mir. Entferne ihn, Blumenthal!"

„Ich will mich mit ihm entfernen," versetzte dieser; „ich muß das Nöthige auf morgen früh besorgen."

„Wollt ihr euch denn nicht wieder versöhnen?" flüsterte Franke.

„Wenn Sohn Steuber meine Braut für das honnetste Frauenzimmer erklärt."

„Ei, ich wäre ja werth, von allen ehrlichen Kerlen angespuckt zu werden, wenn ich solch' erbärmliche Lüge machte, um von der Klinge zu kommen."

„So bleibt's dabei!"

„In's Teufels Namen!"

Des Hundes Augen leuchteten wie Kohlen; in

wilden Sätzen sprang er aus der Thüre und Blumenthal folgte.

„Unser Papa ist seit einigen Tagen miserabel langweilig geworden," klagte Steuber, nachdem er seinen Stuhl dem Bette näher gebracht hatte. „Die böhmische Nymphe hat ihn ganz verwandelt. Nun, wahr ist's, sie konnte Einem den Kopf verrücken, das hab' ich so gut erfahren, wie du. Aber es ist mir etwas höchst Merkwürdiges mit ihr passirt, und von dem Augenblick an war's mit der Leidenschaft aus."

„Und was war das?" fragte Franke.

„Ich war ganz versessen auf sie, und hatte die Nacht vom Donnerstag bis zum Freitag bei ihr zugebracht; aber unersättlich in ihrem bezaubernden Umgange verlangte ich mit stürmischer Heftigkeit auch den Freitag bei ihr zu verleben, was sie mir aber so bestimmt und kalt abschlug, daß ich in Harnisch gerieth. Als ich nicht weichen wollte, wurde sie heftig und beleidigte mich. Aufgebracht über diese Behandlung, verließ ich ihr Zimmer, verfügte mich aber sogleich zum Hausmann und gewann denselben mit einem Stück Geld, daß er mich den Tag über in einem Stalle zubringen ließ, von wo

aus ich die Thüre zu Sibyllens Wohnung und auch ihre Fenster übersehen konnte. Ich bildete mir nämlich steif und fest ein, dieser Tag sey einem von euch oder einem andern glücklichen Nebenbuhler bestimmt, und die wüthendste Eifersucht flackerte in meiner Brust. Ich ließ den ganzen Tag über weder Thüre noch Fenster aus den Augen und lebte von einigen Semmeln, die mir der Hauswirth besorgt hatte. Aber ich sah und hörte nichts Verdächtiges, bis ich gegen Abend eine abgemagerte Hand am Fenster erblickte, welche die Rouleaux herabzog. Wem diese Hand angehören möchte, war mir unbegreiflich; denn Sibylla's Thüre war den ganzen Tag über nicht ein Mal geöffnet worden und am wenigsten war eine Alte über den Hof nach der Treppe gegangen, das wußte ich ganz gewiß. Inzwischen steigerte dieser sonderbare Umstand meine Neugierde bis zur unwiderstehlichen Gewalt, und als es völlig dunkel geworden war und ich einen matten Lichtschein in Sibylla's Zimmer gewahrte, verschaffte ich mir eine Leiter und war bald am Fenster. Aber durch den Vorhang des Rouleau konnte ich nichts erkennen; ich besann mich nicht lange, schlug die größte Glasscheibe ein und steckte rasch

Arm und Kopf durch die Oeffnung, riß das Rouleau hinweg und blickte neugierig im Zimmer umher. Da vernahm ich vom Bette her einen Laut der Ueberraschung. Meine Augen richteten sich dahin; aber vor Schrecken wär' ich fast von der Leiter gefallen. Ein uraltes Weib, ein Scheusal von Häßlichkeit, humpelte sich mühsam empor und fragte keuchend, was es gäbe. „Wo ist Sibylla, die Bewohnerin dieses Zimmers?" rief ich, empört über den unerwarteten Anblick. „In Geschäften ausgegangen," tönte es widrig aus dem zahnlosen Munde hervor. „Alte, du lügst!" rief ich; „sie müßte denn durch die Lüfte davon geflogen seyn." „Störe mich nicht in meiner Ruhe, junger Mann! Sibylla ist nicht hier, und nun geh' deiner Wege," keuchte sie, und ich glaubte in dem Tone ihrer Stimme viel Angst zu erkennen. Da ich die Alte nun noch niemals auf Sibylla's Zimmer und diesen Tag nicht über den Hof nach der Thüre gehen geseh'n hatte, so war ich doch neugierig zu erfahren, wie dieselbe plötzlich hierher gekommen sey, und fragte sie, wer sie sey. Sie antwortete mir Anfangs nicht; endlich, als ich dringend wurde, berichtete sie mürrisch und kurz: sie sey Sibylla's Mutter. Dies kam mir sehr

unwahrscheinlich vor; doch begnügte ich mich damit, stieg herab und erkundigte mich bei dem Hausmanne: ob denn die schöne Böhmin allein oder mit ihrer alten Mutter das Zimmerchen bewohne. Der Mann behauptete aber steif und fest, die böhmische Putzmamsell sey allein gekommen und er habe bis diesen Augenblick auch noch keine Alte bei ihr gesehen. Nun kam mir die Sache sehr bedenklich vor; wunderliche Gedanken stiegen mir durch den Kopf, ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und manch Mal überlief mich ein Schauder. Am Sonnabend früh, als ich ausgeschlafen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich zu Sibylle'n zu verfügen. Sie war im reizendsten Negligée. Ich machte ihr Vorwürfe, daß sie mir nichts von ihrer Mutter gesagt; allein sie lachte und meinte — jedoch, wie es mir schien, ziemlich verlegen — die Alte sey die Mutter ihrer Aufwärterin gewesen, welche während ihrer Abwesenheit das Zimmer gehütet, ich würde die grämliche Frau wohl falsch verstanden haben, oder sie hätte sich einen Scherz mit mir erlaubt. Ich weiß nicht, welch ein höchst sonderbares Gefühl während dieser gezwungenen Erklärung meines Abenteuers über mich kam. Während Sibyllens Reize neuen

Zauber um mich spannen, fühlte ich ein noch nie an mir wahrgenommenes Grausen mir tief in der Seele beben, von welchem auch endlich die wieder aufglühende Leidenschaft unterdrückt und gelöscht wurde. Ich entfernte mich und habe sie nicht wieder gesehen. Nun sage mir, Bruder, was hältst du von der wunderlichen Geschichte?“

„Ich habe dich ausreden lassen,“ erwiederte Franke; „nun aber sollst du wissen, daß ich dasselbe alte Weib in Sibyllens Zimmer gefunden habe und zwar auf eine eben so unbegreifliche Weise, wie du.“ Hierauf erzählte Heinrich sein Abenteuer des Dienstag-Abends ausführlich.

„Deine Wahrnehmung, Bruder! gibt den schauerlichen Vermuthungen, die ich nicht los werden kann, neue Kraft,“ erwiederte Steuber nach langem Nachdenken.

„Und welche sind das?“

„Wahrhaftig, ich scheue mich, es dir zu sagen,“ versetzte Steuber mit einer Art Grauen, die an dem jungen frivolen Menschen noch nie wahrgenommen worden war.

„Sag' es immerhin! Mir kommt die ganze Geschichte ebenfalls sehr unheimlich vor.“

„Nun sieh, Brüderchen! als ich die Alte ansah, da leuchteten mir aus ihrem runzeligen Gesichte Sibylla's Augen entgegen. Es war die ganze Gestalt der Böhmin, als sie sich erhob; es war die Form von Sibylla's Kopf; ja sogar in den alterschwachen, hustelnden Tönen ihrer Sprache glaubte ich Sibylla's Stimme wieder zu erkennen. Graust dir noch nicht, Bruder?"

„Du machst mir bange. Sag' es heraus, was du auf dem Herzen hast!"

„Was anders, als die sonderbare Ahnung, daß Sibylla und die Alte ein und dieselbe Person ist."

Heinrich stieß einen Schrei aus und hielt die flachen Hände vor das Gesicht; der Andre aber fuhr fort: „Ich weiß zu gewiß, es ist an jenem Tage Niemand zu Sibylle'n gekommen; ich weiß eben so gewiß, sie ist nicht ausgegangen. Und warum will sie denn Dienstags und Freitags Abends durchaus keinen Besuch annehmen, und schützt unerklärliche Geschäfte vor? Und am Dienstag findest du die alte Frau, am Freitag ich. Aber ich habe noch eine grausige Wahrnehmung gemacht, die meine Vermuthung zu bestätigen scheint. Als ich nämlich am Freitag früh von ihr ging — es war noch

dämmrig — kam es mir vor, als bemühe sich Sibylla, mir den Anblick ihres Gesichtes zu entziehen; bei'm Scheiden blickte ich ihr aber doch hinein, und sah staunend, daß sie wenigstens um zwanzig Jahre älter aussehe, als Tags vorher. In demselben Augenblicke schob sie mich aber auch zur Thüre hinaus; und ich schwatzte mir vor, der Schatten der Dämmrung und mein von Wachen und Erschöpfung erhitztes Auge hätten mich getäuscht. Später aber habe ich diesen Umstand zu den andern gehalten und das Resultat meiner Betrachtungen ist: daß Sibylla ein grausenhaftes Wesen ist, die an den beiden genannten Tagen den Gesetzen der Natur gehorchen muß. Denk' nur daran, Bruder! wie sie in der Mitternachtsstunde in jener Nacht hier zur Thüre herein sah, als wir eben unsre Blutsverwandtschaft geschlossen hatten. Ich erkannte sie so gut, wie du und Blumenthal; aber ich wollte es euch später ausreden."

Franke riß mit angstvollem Abscheu den Ring vom Finger und schleuderte ihn in eine Ecke des Zimmers; dann sank er zurück und verlor die Besinnung. Steuber wähnte ihn eingeschlafen und ging.

Die Krankheit faßte den Jüngling von neuem.

Während der Nacht delirirte er ununterbrochen, doch tobte er nicht. Unbekümmert um ihn, traten in der Frühe des andern Morgens Blumenthal und Steuber im angrenzenden Zimmer mit den Waffen einander gegenüber, und benahmen sich dabei, als geschehe alles dies nur zum Scherz. Denn es war nicht etwa ein fremder oder kalter Ton zwischen ihnen; im Gegentheil conversirten sie in den alten cordialen Ausdrücken und machten sich einander aufmerksam, in welchen Hieben der Eine und der Andre stark oder schwach sey, welche Blößen er sich gebe u. s. w.

Die Sekundanten hatten die Mensur abgemessen und die beiden Kämpfer standen mit den Hiebern einander gegenüber; da hörte man den Kranken laut aufstöhnen. Aber der Kampf begann, und schon bei'm dritten Gange zischte Blumenthal's Säbelspitze in Steuber's Brust. Er schrie auf und taumelte. Aber auch Blumenthal hatte den Hieber fallen lassen, war mit der Hand nach der Brust gefahren, drückte sie auf dieselbe Stelle, wo Steuber verwundet war, und schrie schier noch lauter und schmerzlicher, als Steuber. In demselben Augenblicke und zugleich mit Steuber's und Blumenthal's Schmerzensschrei

hörte man aus dem Nebenzimmer den kranken Franke laut und furchtbar aufschreien, und als einer der Sekundanten bestürzt dahin lief, fand er den Jüngling mit schmerzverzerrten Zügen, beide Hände krampfhaft auf die Stelle der Brust gepreßt, wo Steuber verwundet war. Im heftigsten Fieberparoxysmus behauptete er wiederholt: Blumenthal habe ihn mit dem Hieber tief in die Brust verwundet, und die Wunde brenne um so heftiger, weil sie nicht bluten könne. Blumenthal seinerseits erklärte ebenfalls, einen Schmerz zu empfinden, als wenn er einen Hieb in die Brust erhalten hätte. Die Sekundanten entfernten sich mit Grausen, nachdem sie Steuber verbunden und zu Bett gebracht hatten. Auch Franke's Arzt schüttelte verwundert den Kopf und konnte sich von allem, was er sah und hörte, nichts erklären.

Blumenthal hatte sich entfernt und war genöthigt gewesen, sich zu Hause zu Bette zu legen. Wenige Stunden darauf hatte er dasselbe hitzige Fieber, woran Franke litt. Auch Steuber wurde von der Gluth dieser Krankheit ergriffen und seine Äußerungen verriethen bald, daß er nicht mehr nach den Gesetzen

des gesunden Verstandes denke. Aber noch in der Nacht verschlimmerte sich die Krankheit, sowohl Steuber's, als Franke's, dergestalt, daß sie beide raseten und von starken Männern im Bette zurückgehalten werden mußten. Die Wirthsleute hatten Emil Steuber von der Krankheit seines Bruders unterrichtet, und der treffliche Jüngling war sogleich herbeigeeilt, um hülfreiche Hand zu leisten und die nöthigen Anordnungen selbst zu treffen. Aber seine thätige Sorgfalt beschränkte sich nicht allein auf seinen Bruder, sondern er war eben so viel an Franke's Bette und sorgte mit gleicher Liebe auch für dessen Bedürfnisse. In der Nacht wanderte er aus einer Stube in die andre, und vergaß sich so sehr dabei, daß er eine lange Zeit weder gegessen, noch getrunken hatte. Auf Anrathen des Arztes schrieb er am Morgen an Franke's Vater und machte denselben mit dem höchst bedenklichen Krankheitszustand seines Sohnes bekannt. Der Brief wurde durch einen reitenden Eilboten abgeschickt.

Die Krankheit der beiden jungen Leute stand mehre Tage unveränderlich. Emil Steuber war unverdrossen und unermüdlich. Am vierten Tage langte der Kaufmann Franke mit Mathilde'n, seiner Tochter,

an, und das gute Mädchen unterzog sich von Stund' an der Wartung ihres Bruders mit großem Eifer und freudiger Liebe. Es konnte nicht fehlen, daß Emil und Mathilde oft in Verkehr mit einander kommen mußten, und im Drange der Zeit bemerkten Beide nicht, wie nahe sie sich getreten waren. Keins von beiden hatte Muße, über das neu entstandene Verhältniß nachzudenken und sich Rechenschaft von sich selbst abzulegen; und so waren sie im reinsten und edelsten Sinne vertraut mit einander geworden und sich schier unentbehrlich. Sie theilten sich in die Arbeiten, durchwachten die Nächte zusammen; der sanfte Emil unterhielt die gutmüthige Mathilde recht angenehm und belehrend; sie hatte seine Hand gefaßt und blickte ihm vertrauend in die frommen, blauen Augen, er aber freute sich ihrer kindlich unschuldigen Antworten. Und so saßen sie, ein Paar reine Seelen, und ahnetən nichts von den bösen Dämonen, die ihr finstres Wesen in ihrer Nähe trieben.

Heinrich's und Karl's Krankheit ließ allmählich nach; doch sprach der Erstere immer von dem Bauernmädchen, das er einst durch den Schrecken getödtet, und hielt die Böhmin Sibylla für den abgeschiedenen

Geist derselben, der zur Erde zurückgekehrt sey, ihn für seinen Frevel zu bestrafen.

Karl Steuber phantasirte stets von den Zauberreizen der alten Vettel, die ihn in ihre Netze verstrickt habe.

Der Kaufmann Franke war nach einigen Tagen, als es sich mit Heinrich besserte, wieder abgereist; Mathilde blieb in Leipzig, um den Bruder bis zu seiner völligen Genesung zu pflegen, und sie erfüllte, im schönsten Verein mit Emil Steuber, getreulich diese Pflicht.

Der Frühling räumte dem Sommer schon seinen Platz, als Blumenthal zum ersten Mal, nach schwerer Krankheit, wieder in Franke's Stube trat und diesen und Karl Steuber, mit welchem er sich gänzlich ausgesöhnt hatte, zum ersten Ausgang aufforderte. Die drei bleichen Jünglinge wanderten Arm in Arm in's Rosenthal, um sich am Grün der Bäume und der frischen Waldluft zu ergötzen. Kraftlos und mit niedergedrücktem Geiste schlichen sie dahin. Um allein zu seyn, schlugen sie den Weg in das sogenannte wilde Rosenthal ein und wandelten bald in dem dichten Gebüsch, bald auf

den beblumten Wiesen, die rings vom Walde eingeschlossen sind und das Auge mit ihrer grünen Pracht einladen.

Franke seufzte tief auf und sagte: „Hast du denn nichts wieder von der Böhmin gehört, Blumenthal?“

„Nicht das Mindeste, Sohn!“ versetzte dieser. „Ich habe gerade so lange und so schlimm krank gelegen, wie ihr; ich bin denselben Tag, ja, wunderbarer Weise, dieselbe Stunde erstanden, wie ihr, und eben so unfähig gewesen, einen Brief zu schreiben, wie ihr. Erst heute habe ich daran gedacht, ihr mein Versprechen zu halten und ein Paar zärtliche Zeilen zu schreiben.“

„Grüße sie von mir,“ fiel Steuber ein, „und sag' ihr, ich habe es regelmäßig alle Abende mit ihr zu thun. Scherz bei Seite, ihr Jungen! es ist doch höchst sonderbar, daß jeden Abend Punkt elf Uhr, ich mag wachen oder schlafen, Sibylla mir erscheint und einige Minuten bei mir bleibt; Dienstags und Freitags kommt sie als uralte Frau, die übrigen Tage als reizendes Mädchen. Dies war während meiner Krankheit der Fall und ist es jetzt noch.“

„Hört," sagte Franke, „mir geschieht etwas eben so Unheimliches und Fürchterliches. Seht den Ring hier an meinem Finger, den sie mir geschenkt! Ein höllischer Geist steckt in ihm, der mir Kraft und Ruhe raubt. Jeden Tag werfe ich ihn vom Finger; in's Wasser, in's Feuer habe ich ihn geworfen und werfen lassen, doch wenn ich früh aufwache, steckt er wieder an meinem Finger. Ich könnte darüber wahnsinnig werden. Von Sibylle'n selbst habe ich in der Krankheit stets geträumt und träume noch jede Nacht von ihr; aber ich sehe sie stets als jenes unglückliche Bauernmädchen, dem ich einst den Tod eingeschenkt."

„Wenn ihr doch ein Mal von wunderlichen Dingen sprecht, die euch arrivirt sind, ihr Söhne," nahm Blumenthal das Wort, „so kann ich euch etwas nicht vorenthalten, was auch nach etwas Teufelei schmeckt. Als ich krank wurde, hatte ich von den fünfzig Louisd'or, die mir Sibylla geschenkt, gerade noch drei und vierzig; sie lagen in meinem Pulte. Die Söhne, die mich warteten, die Hausfrau, der Besen und wer weiß sonst noch, bestritten die Ausgaben für mich und für sich aus diesem Kästchen und sie ließen mir's und sich an nichts fehlen. Als ich aber wieder erstehe und mit

zagender Hand nach dem Kästchen greife in der Erwartung, es leer oder nur noch mit einigen Silbermünzen beschwert zu finden, blinkt mir ein Häuflein Gold entgegen. Ich reibe mir die Augen, ich fühle nach meinem Pulse. Alles ist in Richtigkeit; das Gold ist da. Ich zähle, und — denkt euch! — es sind fünfzig Louisd'or auf den Nagel. Was sagt ihr dazu? Wollt ihr aber von Erscheinungen und Träumen reden, so kann ich ebenfalls damit aufwarten. Die ganze Krankheit über ist es mir stets gewesen, als wär' ich nicht allein ich, sondern zugleich auch ihr beide; ich habe euch beide in mir gefühlt oder, besser! ich bin ebensogut du gewesen, Franke, als du, Steuber, und als ich selbst. Und diese dreifaltige Person war mit Sibylla verheirathet. Und jetzt noch, wenn ich Abends im Bette liege, kommt dieser seltsame Wahn über mich, und ich kann mich durchaus nicht herausfinden, bis der Schlaf mich bewältigt und der Traumgott seine pittoresken Gebilde daran hängt."

Unter diesen eben nicht erbaulichen Gesprächen waren die drei unheimlichen Blutsverwandten weiter gewandert. Jeder hatte etwas Gespenstiges für den Andern und fühlte in sich selbst etwas, wovor er

schauderte. Der Hund Tiger folgte seinem Herrn auf dem Fuße, und dieser suchte das Unbehagliche seiner Stimmung durch ein ausgelassenes Spiel mit dem Hunde zuweilen zu verdrängen. „Ihr tollen Jungen!" rief er dazwischen, „sehen wir nicht aus wie arme Sünder, die man zum Galgen führt? Zum Teufel, schlagt euch die abgeschmackten Grillen aus dem Kopfe! Man sieht's uns an, daß wir lange nicht commersirt haben, und fürwahr ich dächte, wir tränken diesen Abend einige Flaschen Wein zusammen, um den alten kecken Jugendmuth wieder zu erlangen."

Begierig ergriffen die beiden Andern den Vorschlag und waren schon im Begriffe umzukehren, um ihn auszuführen, als sie auf der großen Wiese am Saum des Waldes hin auf der ihnen entgegengesetzten Seite ein Liebespärchen erblickten, das langsam und in gegenseitige Liebkosungen vertieft, auf dem üppigen Moosteppich am Waldhange hinschlich.

Die drei Studenten richteten ihre Schritte auf die Flanke des Paares und waren nur noch einige hundert Schritte davon entfernt, aber von den Liebesleutchen noch nicht bemerkt worden, als Blumen-

thal plötzlich mit gepreßter Stimme sagte: „Halt, ihr Söhnlein! Ich kenne dies Pärchen, und die Galle schießt mir über, indem ich die Beiden so traulich mit einander dahin wandeln sehe. Wißt ihr wohl, daß es Babenberg's Charlotte, meine Geliebte, ist, die mich so lange liebte, als ich der Herr von Blumenthal und der legitime Sohn des reichen Majors war, die mir aber den Ladendiener ihres Vaters vorzog, als sie meine Standesveränderung erfahren hatte. Und, weiß es Gott! ich liebte sie; desto mehr hat mich die schändliche Behandlung geärgert. Dort geht die Falsche im Arm des naseweisen Kaufmannsdieners, und der alberne Zierbengel soll nun das Glück genießen, das ich mir so herrlich geträumt hatte. Der Anblick macht mich ganz desperat.“

„Wie wär's, wenn wir ihnen eins auswischten, Papa!“ sagte Steuber. Ueber Blumenthal's ohnedies verzerrtes Gesicht flog ein boshaftes Lachen. „Tiger, faß!“ sagte er zu seinem Hunde und deutete auf das unterdeß weiter gewandelte Paar. „Wir aber gehen einen andern Weg hier links im Walde hin,“ fuhr er, zu den Freunden gewendet, fort und ergriff sie bei'm Arm, sie wieder zurück nach dem

Walde ziehend. Franke wollte ihn an seinem unseligen Vorhaben hindern; aber schon war der Hund fort und in raschen Sätzen bei dem Paare. Blumenthal riß die beiden Andern mit unwiderstehlicher Gewalt fort. Ein Schrei schlug an ihr Ohr; Heinrich wandte sich um und sah durch die Zweige der Gebüsche und die Bäume hindurch, daß der Hund den Mann zu Boden geworfen hatte, das Mädchen aber über den Hund herstürzte. Blumenthal und Steuber liefen so eilig, als möglich, quer durch den Wald und Franke strengte alle Kräfte an, ihnen nachzukommen. So flohen sie über das Dorf Gohlis und den Feldweg nach der Stadt zu. Eh' sie noch das Hallische Thor erreichten, war der Hund schon wieder bei ihnen. Franke glaubte schaudernd Blut an seiner Schnauze zu bemerken. Einsylbig langten sie zu Hause an, und Jeder schwieg über den Vorfall, ein großes Unglück ahnend.

Und so war es auch. Schon am andern Tage verbreitete sich das Gerücht in der ganzen Stadt, daß im Rosenthale ein Handlungscommis von einem großen Hunde todtgebissen worden sey. Bald wurden auch die nähern Umstände dieser schauderhaften That bekannt. Man hatte die Tochter jenes Hand-

lungshauses, wo ihr Verlobter conditionirte, mit demselben am Abend vermißt, und da die Eltern wußten, daß die Liebenden einen Spaziergang in's Rosenthal hatten machen wollen, so waren in der Nacht noch Leute ausgeschickt worden, sie zu suchen. Man hatte auch das Mädchen, nur im halbbewußten Zustande, neben der Leiche ihres Bräutigams gefunden; eine lange Ohnmacht hatte sie an der Seite desselben festgehalten. Wem der entsetzliche Hund gewesen, konnte sie nicht angeben; denn sie hatte Niemand gesehen, und so blieb denn der blutige Schleier über diesem Geheimniß liegen.

Aber unter diesem Schleier wüthete eine dumpfe Verzweiflung gegen die drei Verworfenen, die Urheber der scheußlichen That. Sie waren von dieser Stunde an nur noch fester an einander gebunden; aber ihr Bund hatte so etwas gespenstisch Grausenhaftes, daß Einer den Andern haßte und verabscheute und sich Jeder vor dem Andern heimlich fürchtete. Sie kamen sich einander wie Doppelgänger vor und bebten, sich in die Augen zu blicken. Diesen furchtbaren Zustand ihrer zerrissenen Gemüther suchten sie so viel, als möglich, zu betäuben und die Qualstimme in der Brust zu ersticken. Man sah die drei

gespensterbleichen, hohläugigen jungen Leute halbe Tage und ganze Nächte, und Tag für Tag, Nacht für Nacht in den Weinkellern und Schenken sitzen und die stärksten Weine zechen; man hörte sie toben und singen, ein Chor lüderlicher Brüder war stets um sie versammelt; aber man sah keinen lachen und sich freuen. Blumenthal bezahlte mit seinem Golde, das sich stets wieder ergänzte. Da man gehört hatte, daß sie sich einander Blutsverwandte nannten, so nannte man sie bald allgemein die drei Blutsverwandten, ohne den Grund dieses Namens zu kennen und scherzweise den Umstand, daß keiner von diesen dreien einen Tropfen Blut in den Adern zu haben schien, für diesen wunderlichen Namen anführend.

Der bis zur viehischen Rohheit herabgesunkene Blumenthal hatte verschiedene Händel bekommen, und wurde deshalb vor Gericht gestellt. Als der Pedell ihn einst fordern wollte, lag der Hund vor der Stubenthüre und fiel über den Mann her, ihn jämmerlich zerfleischend, so daß er kaum mit dem Leben davon kam. Dadurch wurde man auf den Hund aufmerksam. Der Tod des Kaufmannsdieners

kam wieder zur Sprache, man erinnerte sich, daß Blumenthal mit der unglücklichen Charlotte Babenberg früher Umgang gehabt hatte, und bald nannte man ihn allgemein den Mörder ihres Bräutigams. Schon sollte er eingezogen werden, als er entwich. Das Universitätsgericht erließ Steckbriefe hinter ihm, aber es war keine Spur von ihm zu finden.

Das edle Kleeblatt war plötzlich zerrissen; die beiden Zurückgebliebenen suchten die große Sehnsucht nach dem Geschiednen am Wein- und Spieltische zu verscheuchen. Gegen Ende des Semesters, da ihnen das Geld ausging und Blumenthal's Zaubergold fehlte, nahmen sie zum Branntwein ihre Zuflucht, lagen berauscht in lüderlichen Häusern umher und sanken bald bis zur niedrigsten Stufe herab.

Die Ferien kamen, und Heinrich Franke wurde von seines Vaters Geschirr abgeholt. Er wünschte, daß Karl Steuber ihn begleiten möchte; aber dieser mußte auf den strengsten Befehl seines Vaters ebenfalls nach Hause.

Ganz Wallau erschrack vor Heinrich Franke's Antlitz, und Linchen Hoffmann schauderte vor seinem gespenstigen Ansehn zurück. Man schrieb Alles der überstandnen Krankheit zu. Aber bald bemerkte man

eine unerklärliche und sonderbare Unruhe an dem geisterhaft bleichen jungen Manne, und flüsterte sich deshalb Mancherlei in die Ohren. Heinrich kam wohl alle Tage auf das Jagdhaus, und die Wallauer Spießbürger umstanden ihn, wie sonst, und forderten ihn auf, zu erzählen. Aber er erzählte nichts, auch nicht das Mindeste von seinem Universitätsleben, worauf sich doch männiglich so sehr gefreut hatte; vielmehr stürzte er hastig ein Paar Gläser Wein hinab, schwang sich dann wieder auf sein wildes Pferd und jagte wie rasend davon. Die Philister gingen kopfschüttelnd von einander und sagten bedenklich: „Ei, ei, wie hat sich der Franke geändert!“ Er aber saß schier Tag und Nacht zu Pferde, und ritt während der Ferien ein junges, starkes und wildes Thier todt.

Linchen schrieb, wie die Andern, Alles seiner Kränklichkeit zu, und suchte ihn auf jegliche Weise zu erheitern. Sie wollte ihn dem Leben wieder gewinnen, ach! und er zog sie endlich in seinen geistigen Tod mit hinab. Der Schreckliche hatte für ihre reine Unschuld keinen Sinn; er suchte sich in Sinnenlust zu betäuben. Der Geist des Verderbens, der seiner Herr geworden, trieb ihn von Frevel zu

Frevel; er brach ihre Blume, und verabscheute sich noch mehr, als früher.

Kurz nach Ostern des folgenden Jahres fuhr spät in der Nacht ein Reisewagen auf schlechter Straße tief im Gebirge. Hatte im Jahre vorher der Frühling viel zu früh über den Winter triumphirt, so rächte sich dafür in diesem der eisgepanzerte Held an dem weichlichen Knaben und schien ihn nicht zum Leben kommen lassen zu wollen. Kalte Stürme wütheten aus den Bergschluchten hervor, und der Kutscher fürchtete mehr als ein Mal, vom wilden Andrange der Windsbraut mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Im Wagen aber stöhnte es je zuweilen aus tiefer Brust herauf, und dann fragte eine Männerstimme den Kutscher ängstlich: „Siehst du denn noch nichts von dem Dorfe, Johann? Heinrich versichert mich, nicht mehr hundert Schritte fahren zu können, und ich glaube, er stirbt mir unter den Händen; ich glaube, er ringt schon mit dem Tode."

„Nur nicht hier! Um Gotteswillen nicht hier, lieber Herr Franke!" versetzte der Kutscher mit Grausen; „denn im fahlen Schein der Mondsichel

erkenn' ich deutlich, daß wir gerade unter einem Galgen sind. Sehen Sie hier rechts auf dem Hügel das ganze Hochgericht!" Und der angstvolle Kutscher trieb die Pferde mit heftigen Peitschenhieben an; aber in demselben Augenblick fiel auch der Wagen um, und der Kutscher rief: „Daß Gott erbarm'! das geht nicht mit rechten Dingen zu."

Der Kaufmann Franke kroch unversehrt aus dem Wagen und schalt auf den Kutscher; aber Heinrich rief ihm mit schwacher Stimme zu, sagend: „Das hat so seyn müssen, lieber Vater. Lass' mich nur unter'm Hochgericht sterben! Das ist für mich der rechte Platz dazu. Schick' nur den Knecht fort; ich muß dir schwere Bekenntnisse machen."

Dem Vater standen die Haare zu Berge, ein wilder Fieberfrost schüttelte seine Glieder. „Lauf', Johann," rief er zähneklappernd, „und sieh, daß du Menschen findest, die uns den kranken Sohn fortbringen!"

Der Knecht hatte die Stränge der Pferde durchgeschnitten, warf sich auf eins derselben und ritt davon. Heinrich versuchte dem Vater zu beichten; aber bald versagte ihm die Stimme, bald vermengte er die Begriffe und sprach die abenteuerlichsten Dinge:

er klagte sich als Mörder an, vermochte aber keine klare Darstellung des Verbrechens zu geben, und mehr noch als dies schien ihn der Umstand zu ängstigen, daß der Tag bald herannahe, an welchem er, seinem Versprechen nach, der Mann des alten Zauberweibes, das sich so reizend verjünge, seyn müsse. Der Vater wurde selbst fast wahnsinnig über diese Reden. Auf dem Galgen über ihnen saß ein Haufe Raben, die, gleichsam nach ihrem Opfer verlangend, ein schauerlich-widriges Lied schrieen, dessen jeder heisere Ton dem schlichten Manne durch Mark und Bein wühlte.

Nach der peinlichsten halben Stunde seines Lebens, in welcher sein Haupt grau geworden war vor Furcht, Angst und Entsetzen, hörte er ein Fuhrwerk rasch nahen. Es war Johann mit noch einem Manne auf einem kleinen Karren von wunderlicher Bauart, wie sich Franke erinnerte noch keinen gesehen zu haben. Doch war nicht Zeit, sich das Gefährt zu betrachten; der Kranke wurde darauf geladen, das andre Pferd noch vorgespannt und so ging die Reise fort. Der fremde Mann versprach, dafür Sorge zu tragen, daß die umgeworfene Kutsche in der Nacht noch nachgeholt werden

sollte. Sie waren noch gar nicht lange gefahren, als im zweifelhaften Lichte des Mondes ein großes, schönes Haus, etwas vom Wege ab, am Berge gelegen, sichtbar wurde, auf welches die Fahrt losging. Weiter unten, im engern Thale, schien das Dorf zu liegen und, zwischen die Berge eingeklemmt, sich eine Strecke weit fort zu ziehen.

Heinrich wurde von dem Gefährt gehoben und in das Haus geführt. Die helle Stube wurde aufgethan; ein bejahrter Mann trat ihnen entgegen, an welchen sich Herr Franke mit der höflichen Bitte um Entschuldigung wegen verursachter Störung wandte. Kaum aber hatte der kranke Jüngling einen Blick auf den Hausherrn geworfen, als er schmerzlich ausrief: „O weh mir! Da ist ja der alte Herr, der mir voriges Jahr auf dem Jagdhause die Nachricht von dem Tode des Bauernmädchens brachte!"

„Erkennst du mich, junger Frevler?" sagte der Alte mit finsterm Ernste, und wandte sich dann mit der Frage an Herrn Franke: „Ist er vielleicht Ihr Sohn?"

„So ist's, mein Herr!" versetzte dieser. „Er ist krank an Leib und Seele und verdient Ihr Mitleid. Ich wollte ihn zum Pfarrer Steuber hier in Buchen-

bergen bringen, der mein Schwiegersohn ist und sich sehr für den Heinrich interessirt."

„Also der junge Herr Pfarrer Ihr Schwiegersohn? Das ist ein ganz vortrefflicher Mann! Er ist zwar erst kurze Zeit hier; aber er hat schon sehr viel Gutes gethan, und seine fromme, thätige Hausfrau steht ihm in guten Werken getreulich bei. Wahrlich, ich hätte in diesem jungen schweren Sünder nicht ihren Bruder erkannt!"

„Ach!" fuhr der Kaufmann fort, „Sie scheinen meinen Sohn zu kennen; er hat viel Leichtfertiges begangen, und es liegt ihm etwas schwer auf dem Herzen. Mein Schwiegersohn soll sein Seelenarzt werden."

Der Hausbesitzer zog den schwerbekümmerten Vater geheimnißvoll bei Seite und sagte leise: „Lieber Mann, hier ist nicht mehr von Leichtfertigkeiten die Rede, sondern von schweren und furchtbaren Verbrechen. Sehen Sie dort das breite Schwert an der Wand hängen? Es ist das Richtschwert; denn ich bin der Scharfrichter zu Buchenbergen und werde Ihnen dem Namen nach bekannt seyn. Dieses Schwert regte sich vorhin von selbst, als Ihr Sohn herein trat, ein untrügliches Zeichen, daß er des Schwertes würdig ist."

„Großer, barmherziger Gott!“ stammelte der entsetzte Kaufmann todtbleich und zitternd; „so war es wohl der Armensünderkarren, auf welchem mein Heinrich eingebracht wurde.“

„Allerdings; denn ein andres Fuhrwerk hat mein Haus nicht.“

„O Gott der Gnade und Barmherzigkeit!“ rief Herr Franke. „Wäre denn keine Rettung für mein unglückliches Kind vom zeitlichen und ewigen Tod?“ Und, nach dem verhängnißvollen Schwerte starrend, durchwühlten martervolle Schauder seine Gebeine.

„Vielleicht kann ich helfen,“ sagte der Scharfrichter achselzuckend, „und wenn überhaupt Hülfe möglich, so kann ich sie hier weit eher leisten, als der Pfarrer, der es allein mit den lichten Mächten zu thun hat; und die walten hier nicht, sondern die finstern. Vor allen Dingen ist's nöthig, daß Ihr Sohn ein ganz genaues und aufrichtiges Bekenntniß seiner Übelthaten mache.“

Heinrich wurde hierauf in ein Nebenzimmer zu Bette gebracht; sein Vater und der Scharfrichter nahmen Platz davor. Sogleich begann das scharfe Examen. Es war dem von Fieberschauern heimgesuchten jungen Mann unmöglich, eine Frage

unbeantwortet zu lassen oder falsch zu beantworten, und als die Mitternachtsstunde vorüber war, lag das offne schauderhafte Bekenntniß all seiner Sünden, zu des Vaters Entsetzen, vor ihnen. Der Scharfrichter hatte sich aller Zwischenbemerkungen enthalten. Jetzt erhob er seine tiefe Baßstimme und sagte: „Hier walten furchtbare Kräfte, deren Herr und Meister zu werden mir schwer gelingen wird. Inzwischen, ich will es versuchen und mein Möglichstes thun. Du hast dreierlei schwere Verbrechen begangen, junger Mensch, von denen das des vermischten Bluttrankes am schwersten zu sühnen ist; denn das Blut ist der Urstoff des Lebens und der Mißbrauch damit beschwört Gewalten, deren Furchtbarkeit kein menschlicher Kopf zu fassen vermag. Ich werde alle Mittel der sympathetischen Heilkunst anwenden, um dich vor den verderblichen Folgen deiner Unbesonnenheiten zu retten; aber die Kur muß mißlingen, wenn irgend eins deiner Verbrechen noch immer böse Folgen hat. — Meine Sorge muß zuvörderst dahin gehen, die beiden Theilnehmer jenes Blutfrevels hier bei mir zu haben, weil sie mit dir im engsten Blutrapport stehen und du stets an sie gekettet bist, so lange sie von dir Blut in den Adern

haben. Sie müssen herbei, damit ich ihnen jenes Blut wieder nehme und die Kette zerbreche, die dich an sie fesselt. Um aber den blutmagnetischen Bann zu lösen, muß ich mich zuvörderst seiner selbst bedienen, um die beiden Missethäter herbeizuziehen. Dazu werde ich drei Mal einige Unzen deines Bluts bedürfen; und dies muß sie herbeiziehen, und wären sie am Ende der Welt. Hernach muß ich dich von der Macht befreien, welche du der argen Incube durch dein frevelhaftes Eheversprechen über dich gegeben hast. Wann ist der Tag, an welchem du das Versprechen gabst?"

„Morgen über acht Tage!" stöhnte Heinrich.

„Das ist fast zu kurz; aber verzagt noch nicht! Die geheime Kunst macht oft das Unbegreifliche möglich. Einstweilen gib mir den Ring. Ich werde in dieser Nacht noch dafür sorgen, daß er morgen nicht wieder an deinem Finger steckt." Heinrich reichte ihm das furchtbare Pfand einer wahnsinnsleidenschaftlichen Stunde. Der Scharfrichter steckte es zu sich und fuhr fort: „Es leidet, nach allem, was ich über jenes reizende Weib aus deinem Munde vernommen, mein Sohn, gar keinen Zweifel, daß diese Sibylla eines jener geheimnißvollen Wesen ist,

die, mit einer dämonischen Natur begabt, Jahrhunderte auf Erden wandeln und dadurch, daß sie die Jugend an sich locken und verderben, sich ewig wieder verjüngen; sie scheinen mir die Werber der Hölle. Es ist mir in meiner vieljährigen Praxis schon eine Geschichte ähnlicher Art vorgekommen, und ich besitze das Portrait eines solchen über alle Vorstellung reizenden Wesens, welches vor mehr als hundert Jahren einen jungen Herrn von Blumenthal in Rom in ihre Schlingen und in's Verderben zog."

„Blumenthal!" rief Heinrich überlaut; „mein Freund, von dem ich vorhin erzählte, heißt auch Blumenthal und ist ein natürlicher Sohn des Majors von Blumenthal, Herrn auf Eckstädt."

„Ist es der?" versetzte der Scharfrichter. „Diese Nachricht gibt mir einiges Licht über die Incube; denn ich vermuthe nicht ohne Grund, es ist dieselbe, welche vor hundert Jahren den vorhin erwähnten Blumenthal zu Grunde richtete. Dieser soll sich in Italien wirklich mit ihr verheirathet haben; hernach, als er hinter das unselige Geheimniß ihrer Verwandlung kam, floh er sie und kam nach Deutschland zurück, wo er bald darauf eines schrecklichen Todes starb. Ein Bild der Furchtbaren hatte sich

in der Familie erhalten. Als der Major, den du vorhin nanntest, noch Lieutenant war, verliebte er sich in ein höchst reizendes Mädchen, das er bei'm Überfall einer feindlichen Stadt kennen lernte. Sie wußte ihn so zu gewinnen, daß er ihr ein mit seinem Blute geschriebenes Eheversprechen gab, wie du. Durch Zufall bekömmt er das Bild jener Incube zu Gesicht und erkennt mit Entsetzen, daß seine Geliebte dieselbe ist. Ich war damals in der Nähe des Herrn von Blumenthal in der Lehre bei einem großen Meister der sympathetischen Heilkunst, dem ich all meine Kenntnisse zu verdanken habe. Der Lieutenant wandte sich an denselben, und ich durfte an der Kur Theil nehmen. Das Bild wurde uns zu dem Behufe ausgeliefert. Der Lieutenant konnte nicht anders von der scheußlichen Höllenbotin loskommen, als daß er ihr das erste seiner männlichen Kinder, also sein eignes Blut, nur in einem andern Individuum, versprach. Von einem ehelichen Kinde war dabei nicht die Rede. Eine Marketenderin genaß bald darauf eines Sohnes, dessen Vater der Lieutenant war. Dies Kind ist demnach das Eigenthum der Incube gewesen von Anbeginn, und dies Kind ist dein Freund, Heinrich! Hättest

du sein Blut nicht in deinen Adern, so würde sie dir vielleicht gar nichts haben anthun können oder die Kur wäre leicht, da ich noch immer im Besitz des Bildes und überzeugt bin, es ist dieselbe."

Nach diesen Worten entfernte er sich, kehrte aber bald darauf mit einem meisterlich gemalten weiblichen Porträt zurück und reichte es Heinrichen hin. Kaum hatte dieser die Augen darauf geworfen, als er auch ausrief: „Sie ist's!" und schaudernd das Bild fallen ließ.

„Großer Gott!" stöhnte sein Vater von Fieberhitze überbrüht.

„Ich wiederhole noch ein Mal," sagte der Scharfrichter, „daß dennoch Alles gut gehen kann, wenn Heinrich kein Verbrechen begangen hat, dessen Folgen sich nach der Kur äußern würden; in diesem Falle ist er verloren."

Die Kur war schon weit vorgeschritten, und der Scharfrichter erwartete mit ängstlicher Spannung von Stunde zu Stunde, daß die beiden Blutsverwandten Heinrich's in sein Haus treten würden, gezogen von ihrem eignen Blute, in Heinrich's Blute enthalten; denn schon hatte er den dritten geheim-

vollen Proceß mit diesem Blute vorgenommen. Jene ängstliche Spannung wurde durch den Umstand erhöht, daß der Tag näher und näher rückte, an welchem Heinrich Sibylle'n sein blutiges Versprechen gehalten haben sollte.

Körperlich befand sich Heinrich durch des Scharfrichters Kunst seit einigen Tagen besser; die liebevolle Pflege seiner Schwester Mathilde, die freundliche Milde seines Schwagers, des Pfarrers Emil Steuber, bei dem er wohnte, trugen das Ihrige ebenfalls dazu bei. Der Pfarrer trat dem seelenkranken Jüngling sein Reitpferd ab, und wenn er auf dem jungen Renner dahin sauste, fühlte er wieder eine Ahnung von der Jugendlust.

Eines Abends hatte er sich in dem benachbarten Bergstädtchen verspätet und ritt gegen Mitternacht noch den einsamen Weg nach Buchenbergen. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde geritten seyn, als ihn ein höchst sonderbares Gefühl quälte: es war ihm nicht anders, als zerspalte er sich zwei Mal, und plötzlich sah er zu seinem furchtbaren Schrecken sich zur rechten und linken Seite einen Reiter, die beide aus ihm herausgekommen oder sich von ihm abgelöst zu haben schienen. Der dünne

Strahl der untergehenden Mondssichel fiel auf die gespenstischen Reiter, und Heinrich erkannte in ihnen seine beiden Blutsverwandten: Blumenthal ritt zur Rechten, Karl Steuber zur Linken, beide stumm und gleichsam, als wären sie schon den ganzen Tag mit ihm geritten. Heinrich's Haar sträubte sich zu Berge, das Herz drohte ihm vor Entsetzen aus der Brust zu springen; wie ein Wahnsinniger setzte er seinem Pferde die Sporn ein und im rasenden Galopp sauste der Renner dahin. Aber leicht und luftig waren die beiden andern Reiter ihm stets zu Seiten, und doch hörte der unglückliche Jüngling nur den Hufschlag seines eignen Pferdes, nur dessen Schnauben. Die Nüstern der beiden andern Pferde spieen Funken, die Blicke seiner Freunde waren gebrochen, wie die eines Sterbenden. Heinrich's Pferd geberdete sich wie unsinnig; er selbst sah nichts weiter, als die gräßlichen Reiter, jeder andre Gedanke war aus seiner Seele verbannt, aber dieser eine brannte wie glühendes Eisen in ihm. Plötzlich brach das Pferd zusammen, Heinrich stürzte herab; die Gespenster waren verschwunden; Heinrich lag stöhnend unter dem Hochgericht. Dort fanden ihn eine Stunde darauf Leute ohnmächtig, die vom

Pfarrer ausgeschickt waren, ihn zu suchen, als das Pferd ohne Reiter nach Hause gekommen war.

Nur langsam erholte er sich am folgenden Tage und erst, als es wieder Abend geworden war, konnte er das Bett verlassen und mit der Familie das Abendbrod genießen. Über Tische ruheten Mathildens Augen kummervoll auf den zerstörten Zügen des Bruders. „Ach Gott," seufzte sie endlich auf, „wie siehst du heute so entsetzlich bleich aus, Heinrich! man könnte sich vor dir fürchten." Der Pfarrer verwies seiner jungen Frau die unbesonnene Äußerung; Heinrich nahm aber schweigend ein Licht und trat vor den Spiegel. Aber so wie er den Blick hinein warf, drängten sich aus dem Glase heraus die Spiegelbilder zweier andern Köpfe dicht an das des seinigen und er erkannte zur Rechten wieder Blumenthal's scheußliches Gesicht, zur Linken Karl Steuber's leidende bleiche Züge. Heinrich stürzte mit einem Entsetzensschrei zu Boden und mußte von dem frommen erschrocknen Ehepaar wieder in's Bett gebracht werden. Dort hatte er keine Ruhe; sobald er wieder zur Besinnung gekommen war, raffte er sich auf und rannte in die Scharfrichterei. Der greise Herr derselben hörte die Er-

zählung von den beiden gespenstischen Abenteuern ruhig an, und sagte: „Das Blut hat seine Wirkung gethan: sie kommen beide und sind schon auf dem Wege; ihre Geister sind ihnen vorangeeilt. Aber es ist auch die höchste Zeit; übermorgen ist der verhängnißvolle Tag."

Als am dritten Morgen darauf Heinrich matt bis zum Sterben aus einem todähnlichen Schlafe erwacht war, trat seine Schwester mit einem Briefe zu ihm an's Lager und sagte: „Gestern Abend ist dieser Brief an dich abgegeben worden."

Heinrich griff hastig danach, riß ihn auf und sagte mit angstgepreßter Stimme: „Von Linchen Hoffmann." Dann las er, schrie auf, ließ das Blatt fallen und sprach so wunderliche Dinge, daß an der gänzlichen Verwirrung seines Geistes keinen Augenblick zu zweifeln war. Mathilde nahm bebend den Brief und brachte ihn ihrem Gatten, und dieser las zu beider Bestürzung: „Lieber Heinrich! Zum letzten Mal nenne ich dich so; denn wenn du diese Zeilen erhältst, habe ich bereits meinen Tod in den Wellen gefunden. Unser sündhafter Um-

gang, zu dem du mich verleitet, hat Folgen gehabt, schreckliche Folgen, und mir bleibt nichts übrig, als der freiwillige Tod. Wie könnte ich die Schande überleben, wie die Vorwürfe meiner Eltern und Geschwister ertragen! Dir mache ich keine Vorwürfe; denn mit meinem Tode ist alle Schuld gebüßt, aller Frevel gesühnt. Lebe du wohl und sey glücklich, wenn du es vermagst! Mir mag ein barmherziger Gott die schwere furchtbare Schuld verzeihen, die ich durch Vernichtung zweier seiner Geschöpfe auf mich lade. Aber selbst, wenn wir die Ueberzeugung würde, daß ich deshalb der Gnade Gottes verlustig würde und ewig verworfen wäre, ich könnte doch nicht anders handeln. Das Gefühl der eisernen Nothwendigkeit meines Todes vergönnt mir gar keine andre Aussicht; ich habe nur immer den Tod in Augen, und diesen Abend wird mich der mitleidige Fluß aufnehmen, um meine Qual zu löschen. Zum letzten Mal in diesem Leben — deine Lina."

Lina hatte ihren Vorsatz denselben Abend ausgeführt, an welchem Heinrich von den gespenstischen Reitern begleitet worden war.

Die Fieberraserei des Kranken nahm von Minute zu Minute zu, und es war vorauszusehen, daß

seine geschwächten Kräfte diese äußerste Anstrengung nicht lange aushalten würden.

Und so war es auch. Gegen Mitternacht sprang er aus dem Bette, kleidete sich zur großen Verwundrung der Umstehenden hastig an, zog die Reitstiefeln mit den Spornen an, ergriff die Reitgerte, und rief: „Reitet doch nicht so schnell, Blumenthal! Steuber! ich will ja mit euch; ich muß mit euch!“ stürzte nieder und war todt.

Einige Stunden vorher hielt bleich und athemlos ein Reiter vor der Scharfrichterei. Er war in die Uniform eines Cavallerieoffiziers der feindlichen Heeresmacht gekleidet, welche eben das Vaterland bedrohete.

Einer der Freiknechte half ihm vom Pferde und führte ihn auf sein Begehren zu dem Meister. Bebend trat er vor denselben und sprach, als er sich mit ihm allein sah: „Ein unbegreiflicher, aber furchtbarer Geist hat mich bis hierher getrieben, und es ist mir das Versprechen geworden, daß ich hier von einer namenlosen Qual befreit werden soll, die mein Wesen zeither durchtobt hat.“

„Wer sind Sie?“ fragte der Scharfrichter.

„Ich heiße Karl Steuber und bin Offizier. Ein Universitätsfreund von mir ist mir zeither jede Nacht erschienen und hat mich beschworen —“

„Genug! ich kenne Sie und alle Ihre Verirrungen. Noch haben wir vier Stunden bis zur Mitternacht; trifft bis dahin Ihr Freund und Blutsverwandter Blumenthal ebenfalls ein, wie ich glaube — denn er ist auf dem Wege — so sind Sie und Franke gerettet. Setzen Sie sich schnell, daß ich Ihnen das zu meiner Kur nöthige Blut nehme.“

Der bleiche Jüngling entblößte den Arm, der Scharfrichter schlug ihm die Ader und eilte, nachdem er die Wunde sorgfältig verbunden, mit dem aufgefangenen Blute in sein Laboratorium, wo er hinter verschloßnen Thüren sogleich seinen geheimnißvollen Proceß begann. Aber nichts wollte glücken; vergebens mühete er sich Stunden lang ab. „Des Zaubers Lösung scheitert!“ rief er endlich verzweifelt; „sie sind verloren!“ Und die schauerliche Werkstatt verlassend, trat er wieder in sein abgelegenes Zimmer. Ein entsetzlicher Anblick sprang ihm entgegen. Karl Steuber lag am Boden, die Binde war von der Wunde gerissen und das Blut heraus-

geströmt. Convulsivische Zuckungen warfen ihn noch einige Male in die Höhe; dann hauchte er das Leben aus.

In der Frühe des andern Morgens fingen Bauern des Dorfes ein lediges gesatteltes Reitpferd ein. Eine Stunde darauf wurde dicht unter dem Galgen die verstümmelte Leiche eines jungen Mannes gefunden. Es war, wie der Augenschein lehrte, auf's Entsetzlichste von Hundebissen entstellt und ganz zerrissen, und man schloß, daß ihn ein großer Hund todt gebissen haben müsse. Er war sehr reich gekleidet, aber Niemand kannte ihn. Der Scharfrichter allein wußte, daß es Blumenthal war.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storch, Ludwig, 1803-1881

Novellen

Bd.: 1. (1834). - 278 S.

Frankfurt a. M. 1834

P.o.germ. 1426 eb-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120855-8